

Fortunat.

Ein Feenmärchen.

Von

A. von Sternberg.

Zweiter Theil.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'A. von Sternberg', with a long horizontal flourish extending to the left.

Fortunat.

Zweiter Theil.

Fortunat.

Ein Feenmärchen.

Von

A. von Sternberg.

„Comment pouvez-vous préférer (leur disait le sage Ouloug) des contes, qui sont sans raison, et qui ne signifient rien?“

C'est précisément pour cela, que nous les aimons (repondaient les sultanes).

Voltaire, Zadig.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1838.

Siebentes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Das Schicksal der Gefährten Fortunats. — Vater Claude. — Roger und Fleur-de-lys, oder die Liebe des Troubadours. — Der weibliche Blaubart. — Magelone wandert aus.

Ghe wir die goldene Laufbahn unseres Helden weiter verfolgen und ihn in Situationen schildern, wo die Feen und Zauberer ihn auf einen Moment verlassen und er auf seinen eignen Witz verwiesen ist, wird es nöthig sein, uns der Nebenpersonen zu erinnern, die wir um ihn her gruppiert haben, und deren wir uns, wir müssen es gestehen, auf keine sehr zarte Weise entäußert haben. Ein geistreiches Fräulein, das Verse macht, haben wir in den Rauchfang eines rus-

figen Kamins eingesperrt, der heilige Kufupeter ward von uns in den Keller gestürzt, eine schöne, aber etwas intriguante Frau unter den Trümmern ihres Sopha's begraben und eine andre in die Arme ihres Trabanten geführt. Diese Inconvenienzen müssen wieder in den gleichförmigen und ruhigen Lauf der Dinge zurückgeführt werden. Vor allen Dingen ist's unsre Pflicht, den drei Kameraden unseres Ritters, die in der Irre herumstreifen, nachzusehen. Das ist eine Sache, die nicht so leicht auszuführen ist. Einen klassischen Helden, der seinem Autor aus dem Gesichte kommt, wieder einzufangen, kann für eine leichte Aufgabe gelten, denn man kennt die Liebhaberei dieser Herrn für Ordnung und Regelmäßigkeit, aber welche Phantasie, sie mag die ausgelassenste von der Welt sein, ist im Stande, alle die Schlupfwinkel aufzuzählen, in die ein romantischer Held sich verkriechen kann? — Das schwärmt, das verläuft sich, das hört auf

Keinen Wink, gibt keine Antwort, stürzt sich in die größten Verwickelungen gerade wenn der Autor, der die Ruhe liebt, die Fäden seines Gedichtes zusammenziehen und das mühsame Gewebe endlich abschließen will. O das ist eine Plage! Vergebens daß man diesen wilden Geschöpfen eine Regel vorhält; sie haben sich emancipirt. Ein romantischer Held, der seine Sache versteht, spielt mit seinem Dichter wie die Katze mit der Maus. Das wissen sie auch recht wohl, darauf sind sie stolz, diese Elenden! Darum ihre unverbesserliche Impertinenz, ihre Bosheit, ihre Unfügbarkeit, ihr Trotz, ihre Unverschämtheit, ihre Rohheit und all die Laster, mit denen sie unsre Bühne und unsre Romane anfüllen. Wahrlich, wir wollen schnell dazu thun und zeigen, daß wir die unsrigen besser erzogen haben. Es soll uns wenig Mühe kosten sie wiederzufinden. Dort in dem kleinen Gehölze von Drangen und Myrthen, nicht weit von der schönen Stadt Wigi-

non, schlagen sich sechs Ritter im hartnäckigen Kampfe mit einander herum, und wenn unser Auge nicht sehr trügt, ist's der kleine Tulipan, der eben vom Pferde sinkt, der tapf're Ganelon, der selbst verwundet ihn unterstützt, und Roger, der sich mit dem ganzen Heldenmuth'e eines beleidigten Dichters, mit gleicher Geschicklichkeit sein Schwert wie seine Feder führend, gegen die Uebermacht der drei Kämpen vertheidigt. Welch ein unedler Kampf! —

Wer sind die, die ihn führen? Wahrlich, sie müssen die noblen Geseze der Chevalerie sehr wenig inne haben, da sie noch immer auf den blonden Poeten losschlagen, obgleich sie längst hätten bemerken sollen, daß ein Einzelner gegen drei sichts. Aber leidenschaftliche Erbitterung führt ihren Arm und verblendet ihr Auge. Es ist der ehrwürdige Kufupeter, der die empfangenen Schläge an der Seite der schönen Thisbe wiedererstattet, es ist der Anführer der Wache, der Ber-

schnittenen, der die Aufträge der Sultanin Fatime vollzieht, und zu ihnen hat sich der Ritter der kleinen Corella gesellt, alle drei von ihren Damen gesendet, um die magischen Kleinode wieder in ihren Besitz zu bringen. Es kann ihnen nicht fehlen. Schon sind Ganelon's Flasche, Tulipan's Brille in den Händen der räuberischen Paladine, man kämpft nur noch um den unscheinbaren Filz, der wenige Schritte weiter im Grase liegt, und vor dem Roger mit dem Schwerte in der Faust, wie der Engel vor dem Paradiese, sich aufgepflanzt hat. Umsonst, seine gutgeführten Hiebe können das drohende Resultat des Kampfes nur verzögern, nicht aber es vereiteln. Als unser ehrlicher Degen den Entscheidungsmoment herannahen sieht, wirft sein erschöpfter Arm das Schwert weg, greift hinter sich nach dem Hute, drückt ihn auf die von Blut und Erhitzung feuchten Locken, und im Nu ist er den Hieben seiner Gegner entrückt. Erschöpft lehnt

er an dem nächsten Baumstamme und sieht ruhig auf die ohnmächtige Wuth der drei, die nach allen Richtungen hin die Luft durchsechten. Endlich halten sie inne, und Einer sieht den Andern an und Einer spricht zum Andern:

„In der That, wir sind Narren, daß wir unsere Arme wie die Flügel einer Mühle durch die Luft schwingen. Ihr bringen wir keine Wunden bei, sie wird immer Sieger bleiben, und keine Ehre ist bei diesem Kampf. Unser Feind hat seine Vortheile benutzt, aber gebt Acht, er ist in der Nähe. Laßt uns sehen, ob er bei dem Schicksal seiner Kampfgenossen unempfindlich bleibt. Auf, setzt den Verwundeten das Schwert an die Kehle, stoßt sie nieder, wenn man euch nicht den Hut ausliefert.“ —

„Elende!“ tönte die Stimme des Unsichtbaren: „ist das die Weise, wie Ritter gegen Ritter sich betragt?“ —

„Aha!“ lachte der dicke Gaston, der Verehrer

Thissens, „läßt die Maus aus ihrem Loche sich hören? Kommt hervor, edler Herr, liefert euern Hut aus, den ihr doch nur auf eine sehr unrechtmäßige Weise besitzt, und die Sache soll abgethan sein.“

„Wir dürfen ohne die drei Gaben vor unsern Schönen nicht wieder erscheinen,“ schreit der Ritter Haribert, Corisanden's Unbeter. „Darum macht es kurz, oder bei den goldenen Locken meiner Dame“ —

„Diese Locken fallen stark ins Röthliche; ich kenne sie genauere als ihr!“ verbessert halb im Sterben liegend der ehrliche Ganelon den Prahler, und Tulipan, obgleich aus drei tiefen Seitenwunden sein Blut vergießend, ist doch noch lustiger Pazzo genug, um dem Einfalle seines Freundes Beifall zuzurufen. Dadurch aber verschlimmern Beide ihre Lage; unerbittlich fallen die Verspotteten jetzt über die Wehrlosen her und auf der Brust eines Jeden schwebt eine Degenspitze.

„Halt!“ ruft Roger aus dem Walde hervortretend. „Da habt ihr den Hut. Ein ehrlicher Mann, dem das Herz auf der rechten Stelle sitzt, läßt lieber alle Schätze der Welt fahren, ehe er nur einen Tropfen des kostbaren Blutes seines Freundes opfert.“

„Was thust du?“ ruft Ganelon. „Wahrhaftig, das ist der erste dumme Streich, den ich dich begehen sehe.“

„Nehmt!“ schreit der Dichter den drei Genossen zu „und entfernt euch augenblicklich aus meinen Augen. Eilt zu euren Schönen. So edle Damen sind so edler Ritter werth!“ — Sie achten auf diese erhobenen Worte wenig; sie gehören zu den wohlverpackten Seelen, die eine dicke körperliche Rinde gegen die Blitze des Genies verwahrt. Sie greifen Alle zugleich nach dem Hut und streiten sich, wem er gehören soll. Endlich nimmt ihn Gaston in Empfang, Ha-

riberb bemächtigt sich der Flasche, und Corella's Ritter, der derbe Lanzelot, überbringt die Brille. So ordnet sich die Gesandtschaft und schickt sich an den Kampfplatz zu verlassen, auf dem Jeder nach seiner Meinung unsterbliche Lorbeern und den Dank seiner Dame sich errungen hat. Lächerlicher Dünkel! Die Ueberwundenen sind auch hier, wie so oft, der bessere Theil, und den durch einen nichtswürdigen Sieg erkaufenen Lorbeer schändet ewig der Blutstropfen, der aus der Todeswunde eines edlen Besiegten quillt.

Raum sind sie fort, so wirft sich Roger an die Brust seiner ohnmächtigen Genossen nieder. Er umfaßt sie mit seinen Armen, zieht sie Beide an sein Herz, streicht ihre blutigen Locken aus den Stirnen und drückt zärtliche Küsse auf die erbleichten Lippen. „O, meine Freunde!“ ruft er, „welch ein Anblick euch so stumm, so regungslos vor mir liegen zu sehen! Grausamer Boden, du trinkst mit dem Blute dieser treuen Herzen auch

die Quelle meines Lebensbornes hinweg. Erwache, Tulipan, erwache, Ganelon! Ihr dürft euren Roger nicht verlassen; er vermag es nicht, ohne euch in einer Welt auszuharren, die Verrath und Tücke zum Aufenthalt niedriger Verrathen stempeln. Gott, ihr antwortet mir nicht, ihr würdigt mich keines Blickes! Verdienet ich, daß ihr mich so hart bestraft? — Eben noch spielte der Scherz auf dieser Lippe, ein Lächeln ründete noch vor wenig Minuten diese bleiche Wange, und jetzt zeigen mir alle Züge eine unempfindliche Starrheit, die mich zittern macht. O, gebt mir nur ein Zeichen, daß ihr nicht aufgehört habt für mich zu fühlen!“ —

„Nartheit!“ rief plötzlich eine grobe Stimme in diesen zärtlichen Monolog hinein. „Nartheit, dreifache Nartheit! Bei unserer guten Frau zu Tarascon, ich habe noch nie gehört, daß die Todten sprechen.“

Roger blickte auf und sah einen derben, wohl-

beleibten Bauer vor sich stehen, der, indem er sein feistes Doppelfinn behaglich strich, die großen gutmüthigen blauen Augen auf die Gruppe richtete.

„Sie sind nicht todt!“ entgegnete der Dichter lebhaft. „Komm, laß uns aus Baumzweigen eine Tragbahre flechten und die Verwundeten darauflegen. Du müßtest kein Bauer aus Auvergne sein, wenn du es über's Herz bringen könntest zweien Elenden, Kranken, deine Hütte zu verschließen.“

„Bin ich auch nicht aus Auvergne,“ erwiderte der Alte mit treuherzigem Lächeln, „so öffne ich euch doch gern meine Thüre. Die ehrlichen Männer aus Gascoigne wissen auch, was es heißt, seinen Nebenmenschen nicht darben lassen. Bei meinem Eide, als ich noch die Reise mit dem Grafen ins Land des Antichrists machte, da fanden wir in einem Wäldchen — ja wie hieß es doch? nahe bei der Stadt — o deren Namen hab ich vergessen, einen hübschen jungen Mann.

Er lag wie jene Beiden verwundet auf dem Grasse, mit seinem purpurrothen Blute die trocknen Gräser färbend. Der edle Graf voll Mitleid lief hinzu, schnallte dem armen Verwundeten den Panzer vom Leibe, und was glaubt ihr wohl, was wir da fanden? — Ein Mädchen, bei meinem Bart, ein zartes Mädchen. Sie erzählte uns eine lange Geschichte, viel zu lang, als daß ich sie hätte ganz im Gedächtnisse behalten können, und nannte uns ihren Namen. Sie hieß — wartet doch — Pin — Pinpin“ —

„Laßt's gut sein, Vater,“ rief Roger ungeduldig. „Nehmet hier die beiden vordern Stützen der Tragbahre auf eure Schulter; aber gebt wohl Acht, daß ihr an keinen Stein stoßet. Das könnte eine Erschütterung geben, die unsern Kranken nicht heilsam wäre.“ Die Bahre war gemacht und die Verwundeten daraufgeladen worden, während der ehrliche Gasconner seine Erinnerungen aus dem Lande des Antichrist's vor-

brachte. Er ließ sich darin auch nicht stören, indem der kleine Zug sich in Gang setzte und eine Anhöhe hinauf einen unscheinbaren Waldweg einschlug. Roger erfuhr, daß Vater Claude, so hieß seine neue Bekanntschaft, eine bescheidene Köhlerhütte inne habe, daß er mit dem Grafen von Poitiers und Guienne, dem edlen Troubadour, dem ersten, den man den Sänger des Ruhms und der Liebe nannte, nach Jerusalem gezogen, und daß diese erhabene Erinnerung noch jetzt die Würze seiner Einsamkeit ausmachte. Voll Begeisterung rief der Jüngling: „Kann man wohl ein glücklicheres Loos treffen? der Gefährte, der Genosse eines berühmten Dichters sein?“

„Nun,“ sagte der Gascogner mit einem bescheidenen Lächeln; „der theure Graf wird, wenn er in seinem himmlischen Jerusalem, das ohne Zweifel besser ist als das irdische, noch meiner gedenkt, meine Dienste zu rühmen wissen. Ich mußte

ihm sein Pferd, wenn er eins hatte, flickte ihm seine Hosen, wenn die Ungläubigen ihm welche gelassen, und bezog seine Zither mit neuen Därmen, die ich oft mit eignen Händen den gestohlenen Schaafen aus dem Leibe zog. Ach, glaubet mir, alle irdische Größe hat ihre Schattenseite. Der gute Graf sang oft herzlich schlecht, je nachdem er bei Laune war oder gut gespeist hatte. Die Verehrer des Propheten haben es aber an sich, daß sie keine feinen Unterscheidungen zu machen verstehen; sie wollten nicht glauben, daß der edle Graf nur gekommen sei, um dem Grabe unsers Herrn ein Ständchen zu bringen, sie hielten ihn auch für einen jener Clenden, die mit großer Sicherheit die Frauen Anderer entführen, während sie ihre eignen tausend Meilen entfernt wissen. Da hat es oft Schläge gegeben, und diese aufzufangen war mein breiter Rücken immer gut genug. Das war eine Art von Saitenspiel, bei dem es ganz gleichgültig war,

ob die Saiten stimmten oder nicht. Wahrhaftig, oft habe ich alle Canzonen, Tenzonen, Sonette, Pastourellen und wie sie alle heißen mögen, zum tiefften Abgrunde der Hölle verwünscht. Nachher als wir heimgekehrt waren, als wir berühmt wurden, ging es freilich dafür ganz anders. Da bekränzte man uns mit Blumen, auf jedem Schritte, den wir thaten, rief man uns schöne Dinge nach, kein Liebeshof konnte ohne des edlen Grafen Gegenwart gehalten werden, und während die schönsten Frauen sich beeiferten ihn zu küssen, geriethen auch wie durch einen Zufall einige Küsse auf meinen Mund, und ich kann euch versichern, es waren keine von den schlechtesten. Damals zog grade durch unsere schöne Provence ein sonderbares Weibstück; Keiner wußte recht, was er aus ihr machen sollte. Sie zog von einem Liebeshofe zum andern und forderte einen Urtheilspruch in ihrer Sache. Sie behauptete, als ein junges blühendes Mädchen sich in einen

Greis verliebt zu haben, der sie zurückgewiesen. Diese merkwürdige Leidenschaft erregte die Theilnahme des Liebeshofes im höchsten Grade, obgleich das junge blühende Mädchen mittlerweile zu einem bescheidenen Alter gelangt war. Die Frauen erklärten diese unerklärbare Flamme, wie sie alles Unerklärbare zu erklären pflegen, durch gewisse noch nicht gründlich ausgemittelte Sympathieen des Herzens, während die zu Gerichte sitzenden Männer (dieses Geschlecht will immer deutlich sehen) diese Leidenschaft als eine poetische Verirrung bezeichneten. Die Anhänger der platonischen Gefühle, die die ganze Frauenbank füllten, erhoben dieses Beispiel bis in die Wolken, ihre Gegner zogen es bis zur tiefsten Tiefe hinab. Das pro und contra erschütterte die Versammlung, man wurde nicht einig, ob man hier zu viel Glut oder zu viel Kälte, Bildung oder Verbildung, Natur oder Affectation, Erhabenheit oder Lächerlichkeit, die heiligste Offenbarung

oder die seltsamste Berrücktheit bewundern oder verdammen sollte. Unterdessen blieb die sonderbar Liebende ruhig in unsrer Stadt und bewies nebenbei, wahrscheinlich um sich zu zerstreuen, daß sie auch zur Abwechselung auf eine weniger räthselhafte Weise lieben könnte. Der edle Graf, dem die Entscheidung in diesem Handel zustand, fand die langen Streitigkeiten etwas ermüdend und machte mir an einem schönen Morgen den Vorschlag, die Dame zu heirathen, um sie auf gute Weise bei Seite zu schaffen. Aber da theilte ich ihm offen meine ehrliche Meinung mit. Herr Graf, sagte ich ihm, wie Ihr mich da seht, liebe ich durchaus nicht die merkwürdigen Weiber; sie sind mir in der Seele zuwider, und ich gehe ihnen in meiner Dummheit zehn Schritte aus dem Wege. Muthet mir also nicht zu, jetzt Eine zu heirathen, die Ihr im Liebeshofe habt durchfallen lassen. Gebt sie wem Ihr wollt, nur nicht mir. Ich habe mit Eurer Erlaubniß ein hüß-

sches rundes Mädchen aus Tarascon mir ausgewählt. Eure Gnaden werden sie nicht kennen, denn sie ist ein simples Milchmädchen und geht nicht vor die Liebeshöfe.

„Ach“, sagte der Graf, nachdem er einen Moment nachgedacht, „das ist die braune Susette?“

„Richtig“, rief ich. „Es ist die braune Susette aus Tarascon. Aber wie, beim sanct Sixt, kennt Ihr sie?“

„Ein Troubadour“, erwiderte er mit Lächeln, „kennt alle hübschen Mädchen funfzig Meilen in die Runde. Deine Susette hat mir oft einen Becher mit Milch dargereicht, der mir besser schmeckte als der funkelnde Wein im Pocale einer Fürstin. Nun wohl, heirathe und grüße sie von mir. Ich sehe, deine Natur neigt sich zur plattesten Gewöhnlichkeit; Leute, wie du bist, muß man ungehindert ihre Straße ziehen lassen.“

Und so zog ich denn meine Straße; heira-

thete die braune Sufette und lebte wie ein Prinz, so lang die Geschenke und das Geld, das die großen Herrn und Verehrer des Grafen auch mir zufließen zu lassen die hohe Gnade hatten, vorhielt. Als der goldne Regen aufhörte, kaufte ich mit dem Reste meiner Habe die Hütte, die ihr dort im Thale vor Augen habt, und bringe täglich mit meinem Korbe auf dem Rücken eine Anzahl Kohlen nach Avignon, ohne mich jetzt um alle Liebeshöfe und Troubadoure der Welt zu bekümmern. —

„Und daran thust du ganz recht, Alter!“ tönte Ganelon's Stimme von der Tragbahre herab. Er war während des langen Ganges aus seiner Ohnmacht erwacht und hatte einen Theil der Erzählung des ehrlichen Gascoigners mitangehört. Die Bahre wurde jetzt am Eingange der Hütte niedergesetzt. Roger, den die Schwachhaftigkeit des Alten belustigt hatte, wandte jetzt wieder seine volle Aufmerksamkeit den Freun-

den zu. Ganelon wurde von ihm in die kleine Wohnstube geleitet und er wollte eben zurückkehren, um den noch immer ohnmächtigen Dulipan mit Hilfe des Bauers von der Sänfte zu heben, als er mit Erstaunen seinen Platz durch ein hübsches Mädchen schon besetzt fand, die mit ihren runden Armen die Brust und die Schultern des Verwundeten unterstützte.

„Räume dem armen Knaben dein Bette ein, Fleur-de-lys!“ rief der Alte.

Sie nickte freundlich, und Roger sah in die schönsten blauen Augen, die jemals zu Verkündern einer reinen weiblichen Seele gewählt wurden. Ein Abenteuer, wo solche Augen mit im Spiele sind, gewinnt gleich an Interesse. Die Besitznahme der Hütte durch die drei jungen Irrfahrer ging ohne Verzug vor sich. Das erste Gemach, eine Art von Halle mit dem Herde, bezeichnete Vater Claude als allgemeinen Versammlungsort, nebenbei lagen in einer Kam-

mer, die durch das haufällige Dach ihr Licht empfing, die Borräthe von Kohlen zugleich mit den Resten ehemaligen Wohlstandes, bestehend in einem alten Jagdapparate, einer Armbrust, einem ausgebälgtten Falken und einigen verstimmtten Hörnern. Gegen den Hof zu standen in einem bescheidenen Stalle eine Ziege und ein Esel. Letzterer hatte oft das Glück die schöne Fleur-de-lys in das nahe Dorf zu tragen, wenn sie die Bedürfnisse der sparsamen Haushaltung dort einzukaufen beauftragt wurde. In der That, diese Sparsamkeit war ein lobenswerther Zug in der Denkungsart des alten Vater Claude, aber zu dieser Tugend, wie zu den meisten andern, die er besaß, hatte ihn die Tochter gebracht. Sie war der Schutzgeist dieser stillen Hütte. Wir müssen nothwendig auch das Zimmer dieses Schutzgeistes beschreiben. Tulipan, der glückliche Tulipan hat darin seine Residenz aufgeschlagen. Er liegt auf dem jungfräulichen Bette, sein

Haupt stützt sich auf den Altar dieses Heiligthums, auf den Kopfsstuhl, der in so mancher Sommernacht den unschuldigen Träumen eines sechzehnjährigen Mädchens zur Wiege diente. Neben ihm zur einen Seite der Wand erhebt sich ein einfaches kleines Betpult, zur andern fällt das Licht des Fensters durch Blätter und Blüthen eines sorgsam gepflegten Blumenflors. Eine Zither hängt über dem Bette. Wahrlich, wenn ein Schutzengel ein irdisches Gemach bewohnt, so kann er nur ein solches haben.

Der alte Gasconner läßt sich's nicht nehmen, die Wunde Ganelon's und Tulipan's zu besichtigen und zu verbinden. Er erzählt dabei endlose Geschichten, sondirt herzlich schlecht und verbindet noch schlechter, allein die gute Natur der Kranken bricht sich schon selbst Bahn; Ganelon ist in zwei Tagen hergestellt, nur den zierlichen kleinen Tänzer plagt noch ein hartnäckiges Fieber. Abwechselnd wachen an seinem Bette Ro-

ger und die schöne Fleur-de-lys, öfters wachen sie auch Beide zusammen, und es ist vielleicht Discretion von Tulipan, daß er die Augen schließt und nicht bemerkt, wie ihre Hände sich begegnen, wenn sie Beide zugleich nach der Medicamentflasche greifen, und wie Roger ihr Vorwürfe macht, daß sie die rechte Zeit versäumt, während sie sich erröthend entschuldigt und über diese Entschuldigung nun wirklich den Kranken schwächen läßt. Eines Morgens faßt er den Muth und begleitet sie ins nahe Dorf. Er führt ihren Esel am Zügel, auf dem sie mit ihren Körben und Töpfen beladen thront; so ziehen sie durch das Thal von Vacluse.

Das Thal von Vacluse! Berühmtes Thal, gefeiert durch die Seufzer einer eben so edlen als heftigen Liebe, denkwürdig durch die Grausamkeit einer unerbittlichen Schönen. Heiliges Asyl, wo die verlassene Liebe sich hinflüchtet, wenn in ihrem Herzen der Glaube an eine un-

wandelbare Treue wankend wird. Welch ein Moment war das, als sich die Thore der Kathedrale der heiligen Clara öffneten und Donna Laura hervortrat, zum ersten Male mit dem zündenden Strahle ihrer himmlischen Augen an das Herz Franz Petrarca's rührend. Wie dankbar muß die Welt für diesen Moment der Begegnung sein, welche Fülle zärtlichen Schmerzes, ewiger Sehnsucht, berausgender Liebesglut goß dieser einzige Strahl über alle Zeiten aus! Franz Petrarca, verbannt durch die Strenge der schönen Laura, barg sich in dem Thale von Vacluse.

Durch dieses Thal bewegt sich nun der bescheidene Zug unseres Liebespaares. Sie schweigend mit niedergesenkten Augen, er mit feurigen und zärtlichen Blicken jeden ihrer Reize, jede ihrer Bewegungen, ihrer Mienen beobachtend. Eine Blume am Wege, ein ferner Berg, ein bunter Vogel, der vorbeiflattert, sind die Gegenstände ihrer Betrachtungen. Die Liebe bedarf deren

nicht große und gewaltige, die einfachsten und geringsten Dinge erhalten unschätzbaren Werth in ihrem Munde. Aber nicht immer geht Roger schweigend neben der schönen Fleur-de-lys, und wenn er spricht, dreht sich die Unterhaltung nicht immer um Berge, Vögel und Blumen; er erzählt ihr von seinen Wanderungen, von seinem Vaterlande, von der schönen Insel Cypern und vom Hofe zu Samagusta. Seine kleine Zuhörererin vergißt bei diesen schönen Geschichten ihren Esel anzutreiben, der diese Zerstreuungen auf seine Weise benutzt, um seinen unerschöpflichen Appetit zu stillen. Wahrlich, ein verliebter Dichter, ein siebzehnjähriges Mädchen und ein hungerriger Esel sind alle drei schlechte Reisende, sie kommen alle drei nicht von der Stelle, weil alle drei andere Dinge im Kopfe haben als sie haben sollen.

Roger hätte nicht die Gewandtheit und den Scharfsinn besitzen müssen, den ihm seine Freun-

de zugestanden, wenn er nicht bald zu bemerken Gelegenheit gefunden, daß der ehrliche Gasconner sehr wenig Antheil an der Ehre hatte, die kleine Fleur-de-lys ins Dasein gerufen zu haben. Die schöne Sufette bewilligte dem gräflichen Troubadour vielleicht etwas mehr als einen Becher mit Milch. Ist das so etwas Böses? Muß man einen ganzen Liebeshof zusammenrufen, um über diese Frage zu entscheiden? Roger kalkülirte ganz richtig. Der Graf, sagte er bei sich, kannte die schöne Sufette, er trank bei ihr in heißen Sommerstunden einen Becher Milch, der Graf war ein Dichter, also folglich verführerisch für jedes Mädchen, das noch jung ist, noch unbekannt mit der Welt und folglich ihr Herz eben so leicht wie einen Becher Milch verschenkt, wenn man sie darum bittet. Liebenswürdige Charaktere! Leider werden sie immer seltener, weil die Zahl Derer immer mehr anwächst, die es lieben, an heißen Sommertagen einen Becher Milch zu

rinken. Wo hätte denn sonst die kleine Fleur-de-lys ihren hübschen Namen, ihre dunkeln Augen, ihre schlanke Taille, ihre kleinen, mit den niedlichsten Grübchen versehenen Hände, ihre zarten Füße, ihre weiche melodische Stimme her? diese Stimme, die sie so sehr geschickt machte, die kleinen Romanzen abzusingen, die Roger jetzt zu allen Stunden machte, und die ihm so gut geriethen, daß ihm der alte Claude auf die Schulter klopfte und versicherte, daß der edle Graf selbst nicht bessere gesungen habe. Nein, es war nur zu gewiß, Fleur-de-lys war das schönste Gedicht des berühmten Troubadours, ein Gedicht, wo der volle Glanz, die Frische, die Jugend und die schöne Begeisterung der reizenden Poesie herrschte. Und wer dieses gelungene Gedicht immer wieder mit Begeisterung durchlas, war Roger. —

Tulipan und Ganelon, die Beide nicht verliebt waren, langweilten sich nicht wenig bei den

langen Erzählungen des Gascogners. Sie wußten bald alle Abenteuer auswendig, sogar die, die er nie erlebt hatte und die nur in seiner Phantasie spukten. Ihr Gedächtniß hatte sich zum Uebermaasse gefüllt mit dem Register der Prinzessinnen, Mohrenprinzen, Sultanen, Derwischen, heiligen Städten und heidnischen Tempeln, von denen allen der Erzähler keinen einzigen Namen anzugeben wußte, so übel spielte ihm sein Gedächtniß mit. Diesen namenlosen Merkwürdigkeiten zu entgehen, faßte Ganelon zuerst den Entschluß die Hütte zu verlassen, weil seine Hülfe beim genesenden Tulipan entbehrlich wurde. Er theilte den Freunden seinen Entschluß mit, an den Hof der Gräfin Kalypso zurückzukehren, um nach dem verlorengegangenen Fortunat zu forschen. „Ist's wohl recht,“ rief er mit nachdrücklicher Stimme, „daß wir den treuen Kameraden vergessen? War nicht die Abmachung, daß wir treulich zusammenhalten sollten? Und

wie lange schon haben wir nichts von ihm gehört. Zudem gelingt es mir vielleicht, von den nichtswürdigen Räubern meine Zauberflasche wiederzuerhalten.“ Mit diesen Worten verschwand er eines Morgens und ward nicht mehr gesehen. Wir wollen, da wir eben so ungern langweilige Erzählungen anhören, ihm folgen und die bescheidene Köhlerhütte im Walde mit einem glänzenden Hofe vertauschen, an dem sich unterdessen sehr seltsame Dinge ereignet haben. Vielleicht verlassen wir zu früh für gefühlvolle Leser das schöne Thal von Vacluse und die Poesie des Troubadours, die sich so hübsch um das Bett eines armen kranken Knaben gruppirt? Vielleicht sähe manches schöne Auge noch gern verstohlen in das Gemach, wo die kleine Fleur-de-lys ihre Romanzen absingt, Roger zu ihren Füßen sein träumendes Haupt und seine glühende Wange in ihren Schooß birgt, indeß Tulipan, sich in den Polstern erhebend, einen Kranz von Lorbeeren und

Myrthen auf die Locken der schönen Provinzale drückt? Doch das unerbittliche Schicksal, das einem Märchendichter unwandelbare Treue für seinen Helden vorschreibt, weist uns mit seinem Stabe, mächtiger als der der Fee Kokombre, an den Hof Kalyppo's. —

Weiden wir uns an der Rache, die über diese stolze Schöne verhängt ist. Welch ein prächtiges Bild schließt sich unsern Blicken auf. Eine weite Wiese, begrenzt vom Meere, erblüht unter dem Gewühle bunter Gestalten; Gruppen zu Kopf und zu Fuß, Tanz, Spiel, Gelächter, Flotten, die unter dem Schalle jubelnder Instrumente den glänzenden Wasserspiegel furchen. Aber dieses Gemälde, so schimmernd es auch ist, darf unsere Aufmerksamkeit nicht fesseln, all die tanzenden Mädchengestalten, mit und ohne Grazie sich bewegend, die stolzen Frauen mit einem Walde von Federn auf dem Kopfe, die Pagen, in den Farben des Regenbogens gekleidet, und die edlen

Ritter mit der Röthe des Burgunders auf der Nase, schielend nach den offenen Busen ihrer Nachbarinnen, wollen wir vorbeigleiten lassen, wie man eine bunte Tapete abrollt und eilt zu einem kleinen Bilde sich zu setzen, das in der Ecke des Saales, vergessen von dem großen Haufen zerstreuter Beschauer, die stille liebevolle Aufmerksamkeit des Kenners auf sich zieht. Hier auf dieser kleinen unscheinbaren Tafel ist mit dem ganzen Feuer eines alten frivolen Künstlers aus der besten Schule die Gruppe von Venus und Adonis dargestellt. Es ist nicht möglich, reizendere Phantasieen auf die Leinwand zu hauchen. Wider das Verbot der Göttin hat der kühne Jäger sich den Gefahren der Bildniß überlassen; er kehrt heim, unverfehrt, aber er findet die schöne Göttin schmollend. Unwillig wendet sie ihm den Rücken, sein Troß erwacht, er zürnt auch ihr. Aber im Zürnen flieht sich ein unbewachter Blick, langsam vom Boden aufsteigend,

über eine Schulter von Marmor hinweg und leuchtet in das Auge, das sich schließen will und dem die langen dunkeln Wimpern den Dienst versagen. Zorn und Scham färben die Wange der Göttin, sie will sich dem Arme, der sich sanft und zagend um ihre Hüfte schmiegte, entwinden und begegnet dabei einem Auge, in dem eine Thräne zittert und das zu fragen scheint: Willst du mir ewig zürnen? — Amor, unbemerkt seiner Mutter nahend, biegt mit einer schmeichelnden Liebkosung ihr Haupt zu dem Sünglinge. Sie verzeiht, ihr Busen schwellt schon in zärtliches Schmachten, während noch ein leichter Unmuth ihre schöne Stirne umwölkt. Ich vergebe dir, scheint sie zu sagen; aber wirst du nie aufhören mein Herz zu verwunden? —

Das ist die Versöhnung von Venus und Adonis; das ist das kleine Gemälde, an dem der einsame Beschauer sich erfreut, während der bunte Markt von Figuren, das Gewühl von

Federn, Atlaschleppen, blihenden Waffen und fliegenden Schleiern die Menge anzieht. Diese zärtliche Gruppe überrascht uns, wenn wir hier im prächtigen Zelte den blaßrothen Vorhang leise hinwegziehen. Auf einer mit Silber durchwirkten Ottomane ruht die Prinzessin Kalypso, ganz die himmlische Gestalt voll Liebreiz, unverändert mit dem siegreichen Lächeln des Stolzes auf der Stirne und dem Zuge von Muthwillen um die frische Lippe. Vor ihr knieet Fortunat. Wir wollen ihr Gespräch belauschen. Es ist keine gewöhnliche Versöhnungsscene, und es ist auf keinen sehr rührenden Schluß abgesehen.

Aber wie in aller Welt entschuldigt man, daß man den einen Liebhaber unter dasselbe Sopha exilirt, auf dem man den andern empfängt? Doch die Prinzessin kennt ihre Leute; sie weiß, wie viel man einem schwachköpfigen verliebten Thoren bieten kann, und für einen solchen hält sie unsern Helden. Sie findet für gut,

aus der ganzen Scene, in der sie damals eine Hauptperson spielte, einen amüsanten Spaß zu machen, und unser Ritter hat seine guten Gründe, die Dame in der Ansicht zu bestärken, daß sie einen blöden Knaben vor sich habe, dem man Geschichten erzählen könne. Seine Miene drückt so viel Treuherzigkeit aus, sein Auge ist so ganz ohne Falsch. Er scheint so ganz geschaffen angeführt zu werden, daß ein nur ein wenig muthwilliges Herz sich nicht die Freude versagen kann, ihm noch ferner Streiche zu spielen. Ein willkommener Zeitvertreib für eine Kockette. „So sind sie alle!“ denkt die Prinzessin bei sich, „verdienen sie nun nicht, daß man sie in den Staub tritt?“

Der Zug von Hohn, der bei diesen Gedanken auf einen Moment um ihre Lippen schwebte, glitt schnell in eine schmeichelnde Miene voll Lächeln und Bärtlichkeit über. Sie reichte ihm ihre Hand und sagte mit einem Tone, gegen des-

sen verführerische Lockung Fortunat sich mit all seinem verschlossenen Ingrimme kaum zu wappnen wußte: „Ich vergebe euch, Ritter. Vergessen will ich, daß euer Herz es über sich gewinnen konnte, so lange meinen Hof zu fliehen und meinen Anblick zu meiden. Beruhigt mich nur darüber, daß unterdessen nicht eine Andere eure Neigung gewonnen.“

„Schöne Prinzessin,“ erwiederte Fortunat, „ihr kennt den wandelbaren Sinn, der einen abenteuernden Ritter in die Irre treibt; legt aber nicht meinem Herzen zur Schuld, was nur meinem Stande anklebt. Offen gestanden, ich mied euren Hof, weil ich nicht mehr mit dem Glanze vor euren Blicken erscheinen konnte, mit dem ich früher mich umgeben hatte. Ein kostbarer Schatz wurde mir geraubt.“

„Ein Schatz?“ rief die Dame. „Sprecht, wie hoch an Werth? Mein Schatzmeister soll ihn euch ersetzen.“

„Und wenn ihr die Schätze der Erde besäße, ihr könntet mir den meinigen doch nicht erstatten. Erinnert euch, holde Frau, daß ich euch von dem Geschenke einer Fee erzählte, das in einem Zaubersäckel bestand, gefüllt mit einer nie versiegenden Goldquelle. Ich besaß ihn und besitze ihn jetzt nicht mehr. Wahrscheinlich hat die Fee, erzürnt über das ausgeplauderte Geheimniß ihrer Gunst, mir die magische Gabe selbst wieder geraubt. Mag sie doch; ich vermissе das Gold nicht, es erhält nur Werth, wenn ich bedenke, daß es vielleicht dazu dienen kann, mit einem flüchtigen Reize Denjenigen zu schmücken, der vor euren Augen Gnade gefunden.“

Diese rührende Sprache bewegte auf einen Moment das kalte Herz, an das sie gerichtet war. Der Schüler machte seinem Lehrer Ehre. Je weniger die schlaue Dame eine Möglichkeit der Ueberlistung annahm, desto bereitwilliger ging sie in die Falle. Der Ton der Stimme und die

Miene, mit der sie jetzt antwortete, hatte vielleicht zum ersten Male in diesem Munde den wahren ungekünstelten Ausdruck des Gefühls. „Schweigt,“ rief sie, „macht mich nicht erröthen, Geliebter. Erscheine ich euch denn als die Verächtliche, die nur durch Flitter und Tand gewonnen wird, die ihre Zärtlichkeit dem Meistbietenden verkauft? O Fortunat, mein Süßer, das hätte ich dir nicht zugetraut. Stille — kein Wort weiter. Hier sind wir in ruhiger Sicherheit. Draußen wacht Clemence, meine Vertraute; die Feste langweilen mich. Man weiß, daß ich mich oft auf einige Stunden zurückziehen pflege. — Fortunat, mein Fortunat! Wie schwer hast du dieses Herz gekränkt, das du noch lange nicht genug kennst, um es so schnöde zurückzuweisen ein Recht zu haben. Sei reich, der größte Fürst der Erde, und Kalypto wird dich unter dem Vöbel ihres Vorzimmers warten lassen; sei arm, ein Bettler, aber mit diesem Blicke im

Augen, der meine Seele an dich kettet, und Kalyso wird, wie das Mädchen des Dorfes, deinen Schritten folgen, sei es auch, um in die ärmlichste Hütte mit dir einzukehren. Bist du mit diesem Geständnisse beruhigt?"

Sie spielte, während sie dieses sagte, mit seinen Locken, sie hob sein Antlitz empor, um in dem Blicke dieser Augen, denen sie so eben eine so schmeichelhafte Anrede gehalten, sich zu berauschen. Sie wandte alle kleinen Mittel an, die die Zärtlichkeit eines schönen Weibes erfindet, um einen Sieg, der schon nicht mehr schwankt, durch einen schnellen sichern Triumph unverzüglich an sich zu reißen. Sie zog Fortunat zu sich auf das Ruhebett, und er, dem jetzt der Augenblick der Rache erschien, zeigte die Gewandtheit eines erfahrenen Ränkeschmidtes, der keinen Augenblick seine berechneten Pläne aufgibt, während er die Rolle eines Halbbewußtlosen, Berauschten spielt, der willenlos den gebietenden

Eindrücken sich überläßt. So gute Lehren hatte ihm das Felsenbette gegeben. Wir wollen, den Effect unserer Scene nicht zu stören, einen Theil derselben hinter die Coulissen verlegen. Der breite seidene Vorhang, der das Zelt unserer Heldin in zwei Theile schneidet, sei auch für uns undurchdringlich, und statt der Gruppe von Venus und Adonis wollen wir die einsame Gestalt der wartenden Iris ins Auge fassen, die in der vordern Abtheilung des Zeltes in ihrem Wächteramte auf einem Sessel sitzt und zu schlafen scheint.

Das blonde Haupt der kleinen Clemence hat jene nachdenkliche zur rechten Seite gefehrte Neigung, die nach den Bemerkungen scharfsinniger Beobachter, gewöhnlich junge Mädchen annehmen, die verliebt, neugierig, oder übler Laune sind. Bei Clemence war alles Drei der Fall. Sie war verliebt in den schönen Bajazeth, einen maurischen Sklaven, dessen schlanke Taille und

zärtliches Zitherspiel der kleinen normännischen Blondine das Herz gestohlen. Sie war übler Laune, daß ein Rendezvous, welches sie mit Bajazeth zu dieser Stunde verabredet, nicht stattfinden konnte, und endlich plagte sie zu den übrigen Klagen, noch die Neugier, zu erfahren, was ihre Gebieterin mit dem jungen Ritter innen im Zelte zu verhandeln habe. Der letzte Umstand wurde immer mehr Gegenstand ihrer Zweifel und Besorgnisse, je mehr sie sich das Betragen dieses jungen Ritters ins Gedächtniß rief. Sie zog unwillkürlich, als ihre Gedanken diese Richtung nahmen, eine kostbare goldne Nadel aus ihrer Busenschleife und ließ die Brillanten, die an der Spitze eine künstliche Rose bildeten, in dem Strahle der untergehenden Sonne spielen, welcher sich durch die Zeltriße des äußern Vorhanges zu ihr hindurchstahl. Ach! sagte sie zu sich selbst, meine gute Mutter, der Himmel gebe ihr den Frieden, den ihre Tugenden verdienten, pflegte

zu sagen, nimm nie einen Liebhaber an, der unächtes Metall im Munde führt. Gestatte nur solchen einige Freiheiten, deren Worte sich zum Goldschmid tragen lassen und die auf der Waage, nicht der Herzen (eine alberne Redensart!), sondern auf der Waage des Gewürzkrämers sich als vollwichtig ausweisen. Das waren ihre eignen Worte; aber lassen sich die wohl auf meinen Fall anwenden? Ist ein Bündel Kräuter, mit denen ich unvermerkt das Ruhebett der Prinzessin polstern muß, eine Gunstbezeugung von meiner Seite zu nennen? Welchen meiner Reize hab ich dadurch aufs Spiel gesetzt? Seltsam, und dennoch fallen die Schmeichelworte dieses jungen Ritters so schwer ins Gewicht, daß ich keine Waage eines Gewürzkrämers nöthig habe, um zu bemerken, daß ich, wenn ich mich zur Ruhe setzen und meinem Bajazeth eine Ueberraschung bereiten wollte, ein ganz artiges Landgütchen für diese Nadel kaufen könnte. —

Sie hielt diesen Monolog mit der vollen Selbstzufriedenheit einer kleinen Theaterheldin, indem sie zugleich ihren Sitz verließ, auf und nieder schritt und die verhängnißvolle Nadel in den Fingern wog. Endlich blieb sie stehen und rief mit einer feierlichen Miene, die Hand auf dem Herzen: „Aber Clemence, ist diese verwünschte Nadel nicht am Ende ein Dolch, der deine Liebe mordet? Darfst du wohl von einem Andern Geschenke annehmen als von deinem maurischen Ritter? — Aber ach! Bajazeth ist arm; seine Worte fallen schwer ins Gewicht, aber auf der Waage der Herzen; auf dieser Waage, die die Mutter für eine so alberne Erfindung erklärt. Was soll ich thun? — Ich will großmüthig sein; ich will ihn zum Vertrauten machen. Er soll erfahren, von wem ich diese Nadel habe und durch welche Gefälligkeit ich mir sie erworben. Aber wird er mir glauben? Gewiß; und wenn er mir sein Zutrauen verweigert, so ist Alles aus zwi-

sehen uns. Ohne Vertrauen keine Liebe! Wie heißt es im schönen Liede?

Quand florist la violette,
 La rose et la fleur du glais,
 Que chante le Papegai,
 Lors mi poignent amoretes. — —

Sie hielt inne und lauschte was sich hinter dem Vorhange begeben. Als Alles stille blieb, rief sie: „Bei Gott, ich bin eine Thörin, daß ich hier mit meinem Gesange die Leute aufwecke, die zu meinem Glücke sich schlafen gelegt haben. Schnell die kostbaren Minuten benutz! — Bajazeth schleicht sicherlich um das Zelt, einen Moment erspähend, wo er mich über meine Säumniß beim Rendezvous zu erscheinen, zur Rede stellen kann. Ich treffe ihn unter den Bäumen und wehe ihm, wenn ein Augenblick, ein Druck der Hand, ein paar leise geflüsterte Worte nicht genügen, um ihn von meinem Edelmuth, meiner Zärt-

lichkeit und Treue auf das Unumstößlichste zu versichern. — Eilig, eilig, diesen Schleier umgeschlagen! Nicht viel Rücksicht auf Locken und Anzug genommen; eine Geliebte, die sich zu entschuldigen kommt, darf ihren Ritter nicht einbilden, daß sie ihn durch andre Reize als die ihr eigenthümlichen zu bestechen trachtet. Man kennt das Geschlecht, eben so lächerlich eitel als albern hochmüthig. Clemence! pflegte meine Mutter zu sagen, der Himmel segne sie für ihre Grundsätze, laß die Männer immer zehn Schritte thun, ehe du ihnen einen halben entgegen thust. Nimm stets die Miene an, als ließeß du dich von deinen Liebhabern beherrschen, während du nicht ablässest, ihnen den Daumen aufs Auge zu drücken. Einen noch nicht ganz sicher gewonnenen Freund muß man mit der schmeichelnden Spitze des Pantoffels kitzeln, während man dem schon sicher gewonnenen herzhast und ohne Umstände mit dem Absage auf den Kopf schlagen kann.“ —

Mit diesen goldnen Sprüchen aus der Eroberungstheorie ihrer Mutter entschlüpfte die kleine Clemence von ihrem Wachposten und verschwand hinter den äußern Vorhängen. Kaum war sie fort, so kam auf den Zehen schleichend eine andre, aber nicht minder reizende Gestalt, durch die sich immer mehr schon verbreitenden Schatten daher. Es war Magelone, die ihre Ungeduld nicht länger bezähmen konnte, von dem räthselhaften Beginnen ihres Geliebten Kunde einzuziehen. Sie hatte sich der Vormundschaft des Narren gerade in dem Augenblicke entzogen, als dieser würdige Verehrer der Flasche in die Reize einer lustigen Kameradschaft gefallen war, die sich vorgesetzt hatte, ihn um sein Geld und seine Sinne zu bringen. Das verliebte Mädchen irrte durch den Schwarm der Gäste von einer Gruppe zur andern immer nach ihrem verlorenen Ritter fragend und immer unbefriedigende oder spottende Antworten erhaltend. Schon drohte ihre Ge-

duld zu schwinden; der Schmerz preßte ihren Augen Thränen aus, und herzerreißende Klagen entschwebten ihren Lippen, von Niemandem beachtet und seltsam contrastirend gegen die wilden jauchzenden Leute der Bacchanalien um sie her. Endlich erbarmte sich ihrer ein mitleidiger Page, der ihre Hand ergriff, sie durch kleine Nebenwege in die Nähe des Zeltes brachte, in welchem sie sich jetzt befindet, und ihr dabei mit vorgehaltener Hand ins Ohr flüstert. Dieses Zelt, kann sie schweigen, Mademoiselle? dieses Zelt gehört einer Kammerfrau vom Hofe, aber versteht sie? wer jetzt darin befindlich, ist keine Kammerfrau, ist etwas Besseres als eine Kammerfrau. O Mademoiselle macht eine so dumme Miene, sie versteht mich nur schlecht, wie ich sehe. Gleichviel, geh sie hinein, nur ganz dreist, der Mann dort mit der Hellebarde wird ihr nichts thun, er ist genug beschäftigt mit Hülfe seiner drei Beine sich aufrecht zu erhalten. Geh sie hinein, dort

wird sie ihren Schönsten finden. Seht aber gebe sie mir meinen Botenlohn, einen ehrlich gemeinten Kuß.

Die arme Magelone ließ sich rauben was sie nicht behüten konnte. Kaum hatte sie sich von ihrem Führer losgekauft, als sie beim ersten Schritte gegen das Zelt ihr Herz so heftig klopfen fühlte, daß ihr fast die Kräfte fehlten, den Vorhang zurückzuschieben. Das leise knisternde Geräusch, das diese Bewegung verursachte, zuckte durch ihr Inneres und machte ihr Blut erstarren. Was hat er im Zelte der Kammerfrau zu thun? rief sie tausendmal bei sich selbst. Und ist es etwas Besseres als eine Kammerfrau, desto schlimmer für mich. Ich fürchte, es sind wieder die fatalen Geheimnisse im Anzuge.

Sie machte einige Schritte vorwärts und blieb lauschend stehen. Der Muth fehlte ihr gänzlich, auch den innern Vorhang wegzuschieben. Wie eine arme Verurtheilte stand sie noch zitternd

vor demselben, als sie plötzlich Schritte hinter sich hörte, und ehe sie aus ihren Träumereien noch vollständig erwacht war, umschlossen ihre schlankte Taille zwei kräftige Arme und ein herzhafte Fuß brannte auf der abgewendeten Wange. Ein zweiter verhielt ihr den Mund, als sie ihn eben zu einem Schreie um Hülfe öffnen wollte. So viel ihre verstörten Sinne und die Dunkelheit im Zelte es verstattete, erkannte sie eine breitschulterige Gestalt mit geschwärzter Hautfarbe und maurische Laute schlugen an ihr Ohr. Es war Bajazeth, der seine Clemence im Arme zu halten meinte und nicht begriff, aus welchem Grunde man ihm mit Händen und Füßen Widerstand leistete. Er verdoppelte seinen Angriff, je mehr er sich zurückgedrängt fühlte; im lebhaften Vordringen endlich stürzte er über die Schnur des Vorhangs, zog seine Widerspenstige mit auf den Boden und Beide wälzten sich in einer malerischen Unordnung der Gewänder auf

dem weichen Grunde der persischen Teppiche. Mitten im Kampfe, der eben so heftig fortgesetzt wurde, als er begonnen worden, hob sich der Vorhang und Fortunat trat mit einer kleinen Lampe aus der Vertiefung hervor. Seine Züge waren bleich, sein Auge starr, der Mantel wie zur eiligen Flucht umgeschlagen. So wollte er an der kämpfenden Gruppe vorbeieilen, als ein Lichtstrahl auf Magelonens Züge fiel. Das unglückliche Mädchen versuchte eben mit der letzten Anstrengung ihrer Kräfte sich den Armen des Mauren zu entreißen, als der unglücklichste Zufall sie in einer so zweideutigen Situation den Blicken des Geliebten freistellte. Man kann in solchen Fällen nicht sehr auf Mäßigung rechnen, und Fortunat war wenig aufgelegt sie zu üben. Nachdem er eine Weile noch halb verdeckt vom unglückseligen Vorhange, der eben so viel Verhaftes entschleierte wie verhüllte, wie eine Bildsäule des Entsetzens gestanden, stürzte er auf den armen unschuldigen

Zitherschläger, schleuderte ihn mit einem von Wuth gekräftigten Arme bei Seite und hob mit dem andern die ohnmächtige Magelone vom Boden, sie in den Sessel der flüchtig gewordenen Clemence drückend. Es war gut, daß die Arme nicht hörte was er ihr zurief, denn es war allerdings nichts sehr Zärtliches. „Abscheuliches Geschöpf!“ donnerte sein Zorn. „Also auch du treulos, also auch du zur Betrügerin geboren! Ich Glender! Wozu hab ich nun den Zaubersäckel wieder im Besitze, wozu hab ich dem schönsten Weibe den abschreckenden, ewig schändenden Stempel meiner Rache aufgedrückt? Wozu — wenn es nicht um deinen Besitz geschah? um deinen Besitz mir zu verdienen. Geh, Meze, du bist nicht mehr werth als jene, die da drinnen so gräßlich entstellt auf ihrem seidenen Bette ruht. O Magelone, Magelone! Hab ich das um dich verdient?“

Thränen erstickten seine Sprache; er sank an dem Stuhle nieder, er schluchzte laut und drückte

seine Stirne an die Kniee des noch immer ohnmächtigen Mädchens. Er faßte ihre herabhängende Hand, preßte sie an seine Lippen und warf sie dann unwillig wieder von sich. Der Taumel seiner Gefühle erreichte einen so hohen Grad, daß er sich auf dem Boden krümmte und wie ein zum Tode Verwundeter Schmerzenslaute ausstieß. Ein Geräusch hinter dem Vorhange erregte plötzlich seine Aufmerksamkeit. Er lauschte einige Sekunden nach der Richtung hin, dann sprang er auf, warf noch einen schmerzlichen Blick auf den Gegenstand seiner erschütternden Klagen und war entflohen. Der Mäure hatte sich schon längst aus dem Staube gemacht, die Lampe lag erlöschend auf dem Boden neben dem Stuhl, in welchem Magelone schlummerte. Sie erwachte aus ihrer Betäubung und erblickte die bestürzte Clemence um sich beschäftigt. Die Neugierde dieser edlen Kammerzofe wurde nicht wenig durch die Erscheinung des unbekanntem ohnmächtigen Mädchens

und durch das Seltsame ihrer Umgebung gereizt. Ihre Fragen, ebenso unpassend als zudringlich, überschütteten die arme Magelone, die auf alle nichts zu antworten wußte, als daß sie, gleich einem vorübergleitenden Traumbilde ihren Geliebten gesehen, in dem Augenblicke, wo sie gestrebt sich aus den Armen eines frechen Räubers loszumachen. Clemence hörte kaum von einem Geliebten sprechen, als ihr der ihrige einfiel. Dies war das Mittel ihre Aufmerksamkeit von der fremden Angelegenheit abzuziehen und sie ihrem eignen Mißgeschicke zuzuwenden. Sie versank sogleich in Träumereien, die sich zum Theil um die Erörterung der quälenden Frage drehten, warum Bajazeth versäumt habe, sich in der Nähe des Zeltes finden zu lassen. Sie war sich bewußt nach allen Richtungen hin die angezeigte Gegend durchstrichen zu haben, ihr Auge und Ohr, berühmt wegen ihrer Wachsamkeit und durch so viele Gelegenheiten schon erprobt, hatten auch diesmal

ihrem Posten Ehre gemacht, und dennoch war kein Bajazeth zu finden gewesen. In der That, dergleichen Erfahrungen können eine gewisse Bitterkeit im Herzen zurücklassen, und einem Mißtrauen Raum geben, das selbst die gefühlvolle Seele einer Kammerzofe nach und nach gegen die Eindrücke der Liebe verhärtet. Wenn der schöne Maure schuldig war, so konnte jeder auch noch so leise Versuch ihn zu rechtfertigen als unverzeihliche Schwachheit gelten, war er unschuldig, so mußte man ihm wenigstens zeigen, daß eine Schöne ein versäumtes Rendezvous, sei diese Säumniß auch aus welchen Gründen sie wolle entstanden, nie vergiebt. In beiden Fällen also war ein Bruch des Verhältnisses unvermeidlich und die strenge Dame dachte eben darüber nach, wie weit hinaus sie die Versöhnung verschieben solle, als ein heftiger, durchdringender Schrei aus dem Innern des Zeltes sie emporschreckte. Sie blickte sich um und sah, daß

sie sich allein befand; Magelone war verschwunden. Zitternd ergriff sie die kleine Lampe, näherte sich dem Vorhange und wollte ihn eben leise hinwegschieben, als ein wiederholter Schrei, noch um Vieles gräßlicher und wilder, ihre Schritte hemmte und ihr Blut erstarren machte.

Wir müssen hier nothwendig inne halten, ehe wir daran gehen, den Unblick zu beschreiben, der der unglücklichen Clemence wurde, als sie nun das Innere des Zeltcs betrat. Ist das unheilvolle dunkle Gespinnst einer Tragödie unter den Händen des unermüdlich arbeitenden Dichters endlich so weit gediehen, daß eine Dolchspitze oder eine Pistolenkugel es vom Webstuhle ablösen muß; dann zittert die kunstgeübte Hand, dann zögert sie unwillkürlich das Unvermeidliche auszuüben. Wie die Scheere der Parze zögert, ein fertiges, in allen seinen Beziehungen abgeschlossenes Leben von den vielen durcheinander laufenden Fäden einer bewegten Zeit zu trennen, um

es als ein vollendetes Kunstwerk der Bewunderung der Nachwelt frei hinzustellen. Es ist keine Feigheit, wenn der in solchen Fällen in die Enge getriebene Poet Winkelzüge sucht und die gerade Straße verlassend sich auf Schleichwegen hinwegstiehlt. Es ist nicht sehr angenehm, den Schergen der Nemesis zu spielen, und muß die zaghafte Muse sich dennoch mit dem Richtschwert bewaffnen, so mordet sie hinter den Coulissen und erspart dem Zuschauer Zeuge zu sein, wie ungeschickt sie ihre Streiche führt, und wie oft ihr dennoch das Opfer entwischt. Dem Himmel sei Dank, mit einem Morde haben wir es hier nicht zu thun; unsre Muse, leichtsinniger und vielleicht ungeschickter als alle ihre vornehmen Schwestern, hat sich von Anfang an die rein tragischen Entwicklungen verboten; sie denkt ihr Gedicht durchzuführen, ohne auch nur einen einzigen Mord zu begehen. Eine seltsame Caprice für eine Muse, die ihren Helden aus dem romantischen

Zeitalter nimmt. Diese Eigenheit unsrer Göttin beengt uns ein wenig, wir verlieren den Muth, das auch nur von Ferne ans Tragische Streifende zu beschreiben, und jetzt da wir eben die Feder ansetzen wollen, um zu schildern, was sich im innern Gemache mit der Prinzessin begeben, befällt uns eine Schwachheit, ein Kleinmuth, eine Befangenheit, ein lächerliches Zagen, so daß mit aller Anstrengung unsere Hand nicht im Stande ist, die drei und vier doppelten Schleier zu lüften, unter denen die unglückliche Kalyppo ihr Antlitz versteckt hat, nachdem sie es mit jenem Schreie des Entsetzens, der die schöne Clemence aus ihren Träumen schreckte, im Spiegel betrachtet. Noch nie hat die Zauberei stärkere Effecte hervorgebracht. Der Prinz Tanzai, als er an einem schönen Morgen in der fatalen Verwandlung neben seiner reizenden Meadarné erwachte*), konnte nicht herzerreißendere Klagen

*) Crebillon.

ausstoßen als die unglückliche Prinzessin sie ausstieß, in ihre Schleier gehüllt und auf die Polster des verwünschten Ruhebettes hingeworfen. Bedauernswerther Anblick! Welch ein gräßliches Geschick hat sich hier erfüllt! Eine Sonne der Schönheit ist untergegangen, und nie leuchten ihre Strahlen wieder.

Clemence, am Bette niedergeworfen, bedeckt die Hand ihrer Gebieterin mit eben so aufrichtigen als reichlichen Thränen. Der Verlust der Reize ist ein Unglück, das sympathetisch in jedem weiblichen Herzen wiederklingt, darüber braucht man keine Commentare. Aber das arme Geschöpf liegt wieder auf der Folter der Neugierde, und diesmal sind alle Qualen verdoppelt. Wie hat das Ungeheure geschehen können? Wer wagte sich an die geheiligte Person der Fürstin? Ist's ein himmlisches Strafgericht, für welches Verbrechen wurde es an der Armen vollzogen? Giebt es nicht Mittel, die schnell Alles wieder gut machen? —

Diese letzte Frage setzte sich an dem unruhig arbeitenden Gehirne der kleinen Jose fest, wie eine Biene sich an einen Blüthenkelch hängt, um Honig zu saugen. Ein rascher kühner Entschluß war hier der wohlthätige Honig. Sie sprang auf, ergriff die Dame und zerrte sie vom Bette herab. „Fort, fort!“ schrie sie dabei leidenschaftlich, und ihre Augen glühten; „fort! von diesem abscheulichen Lager; beim Himmel, es ist Schuld an allem Unglücke!“ —

Die Prinzessin erhob sich und schien in sprachlosem Entsetzen eine Erklärung dieses Ausrufs zu erwarten; ihre Jose zögerte nicht, ihr diese zu geben. Sie riß die leichte Ueberhülle weg und auf die eingestreuten Kräuter zeigend rief sie: „Ihr seid verzaubert, edle Frau! Seht hier dieses dunkle Moos, das ich auf Befehl des jungen Mannes, der euch nicht lange erst verließ, unterbreiten mußte. Bei der Stunde meines Todes schwöre ich euch, mir ahnete nichts Schlimmes. Aber,

o Gott, es ist geschehen. Habt ihr jenen Nichtswürdigen vielleicht beleidigt; habt ihr ihm Ursache gegeben sich an euch zu rächen? Gesteht mir Alles. Brecht einmal dieses fürchterliche Stillschweigen, das ich nicht länger ertrage! Sprecht, damit ich weiß, ob der Schändliche mit eurem Körper auch eure Seele verwandelt hat."

Bei dem Anblicke der Moosdecke war die Prinzessin schauernd hinweggewichen; sie stand in ihre langen Schleier gehüllt mitten im Zimmer und drängte unwillig die knieende Clemence zurück, deren Geschrei die Aufmerksamkeit der Leute außerhalb des Zeltes hätte rege machen können. „Was auch geschehen ist," tönte die Stimme unter den Schleiern hervor, „so gebiete ich dir das unverbrüchlichste Schweigen. Dein Kopf haftet mir für das kleinste Geständniß!" —

„Hier ist er!" schrie die Kleine indem sie mit ihrer Stirne die Fußspitze ihrer Gebieterin berührte und ihn in ihre aufgelösten blonden

Locken begrub. „Mein Haupt ist schon jetzt eurer Rache verfallen für den Gehorsam, mit dem ich dem Befehle eures Feindes Folge leistete. Tödtet mich, werft meinen Leib auf die offene Straße, damit Jeder sich ein Beispiel nehme, der auf Vernachlässigung seiner Pflicht sinnt.“

„Ich will deinen Tod nicht,“ rief die Prinzessin. „Schweigen ist Alles, was ich von dir verlange.“

„Dem Himmel sei Dank, es ist noch eure Stimme!“ jauchzte Clemence. „Die sanfte schöne Stimme, die stets mir bis ins innerste Herz drang. Ihr seid noch ganz, die ihr waret, bis auf den entsetzlichen“ —

„Unglückliche!“ schrie Kalypso. „Ein Wort noch, und mein Dolch lehrt dich schweigen!“ —

„Ich bin stumm wie das Grab!“ flüsterte die Erschreckte und drückte sich an den Boden.

So endigte sich eine Scene, in der die beleidigte Nemesis ihr Amt geübt hatte. Wir über-

gehen den geringern Schrecken, den die Prinzessin empfand, als sie bemerkte, daß ihr auch der magische Säckel fehlte. —

Ein nur sehr dunkles Gerücht, Dank sei es dem Schwerte, das über dem Haupte der Kammerzofe aufgehängt war, verbreitete sich von den Vorfällen im Zelte in der Menge, als sie den Befehl erhielt, wieder nach der Stadt aufzubrechen. Die gepuzten Schaaren taumelten durcheinander, jedes Zelt gab seinen unordentlichen Inhalt heraus, wie der Knabe aus der Düte des Zuckerbäckers die aneinander klebenden Puppen ausschüttet. Die Damen waren zu sehr mit ihren, der Himmel weiß, durch welche Zufälle in Unordnung gerathenen Röcken und Federbüschen beschäftigt, die Ritter um aus dem Gewirre der Pferde und Stallbuben die ihrigen herauszufinden, als daß beide Theile viel Zeit gefunden hätten, über die Prinzessin nachzudenken. Man wunderte sich zwar, als sie nach langem Zögern endlich erschien,

dicht verschleiert wie eine Karmeliternonne, aber man beruhigte sich eben so leicht wieder, als man erfuhr, daß diese Umhüllung gegen die kühle Nachtluft schützen solle. Worüber beruhigt sich nicht ein ermüdeter Schwarm am Abende eines Festes? Laßt dieselben Leute am Morgen die Augen, die Erschlaffung und Ueberdruß zudrückte, wieder öffnen, und ihr werdet sehen, wie geschäftig Alles an der Chronik scandaleuse des vergangenen Tages arbeitet. Die dreifachen Schleier der Prinzessin und die Dolchspitze, die aufs Herz der kleinen Clemence gezündet ist, werden beide nicht verhindern, daß auch nur ein Blatt dieser Chronik unausgefüllt bleibt.

Vielleicht wollen unsere Leser gerade auch dieses Blatt der Chronik lesen? Wozu diese Heimlichkeiten! rufen sie unwillig aus. Verdient eine bestrafte Kokette eine so ängstliche Schonung? Nun wohl, wir wollen abschreiben, was auf dem versteckten Chronikblatte steht, es ist ein kleines

Kurzes unbedeutendes Gespräch, das im Vorzimmer des Palastes zwei Personen, zwischen Thür und Angel stehend, mit einander führen, so seltsam, so abgebrochen, so dunkel und doch so viel Aufschluß gebend als gewöhnlich Gespräche der Art zu sein pflegen.

„Pst! Justin! auf ein Wort.“

„Was willst du, Sibille? Ich habe keine Zeit dir Rede zu stehen.“ —

„Du kommst aus den Zimmern der Prinzessin?“

„Darnach hast du nichts zu fragen.“

„Hast du deine Scheermesser nicht vergessen?“

„Märrin, und wozu denn die? —

„Stell dich doch nicht so, ich weiß Alles. Alle Minuten schießt er neu hervor und er ist vom schönsten Schwarz etwas ins Blaue fallend.“

„Wer denn? Bist du verrückt? Laß mich gehen.“

„Nicht von der Stelle. Schäme dich, ist das der Dank, daß ich dir durch meine Connec-

tionen am Hofe die Stelle eines Hühneraugen-Operateurs verschafft habe?"

„Nun ja. Die Prinzessin trägt enge Schuhe; ich habe die Ehre, die ich allerdings dir verdanke, ihren kleinen Fuß von jenen kleinen Extravaganzen der Eitelkeit zu befreien.“

„Ich spreche nicht von Hühneraugen.“

„Und wovon denn?"

„Justin, sieh mir ins Gesicht. Antworte mir auf eine Frage oder, so wahr ich Sibille heiße, du betriffst nie mehr die Schwelle meiner Kammer.“

„So frage denn.“

„Hat die Prinzessin wirklich einen — du verstehst mich schon; ums Kinn? Das was dir noch fehlt?" —

„Und du willst wirklich, daß ich so etwas bekomme?"

„Und was denn?"

„Einen langen schwarzblauen Bart, der das

ganze Kinn und die Oberlippe einschließt. Nein, wenn ich mir einen Schnurrbart wünsche, so ist es ein ganz kleiner, der mich nicht verhindert, wenn ich dich küsse, zu fühlen, daß deine Lippen eben so zart als süß sind.“

„Narr, also die Prinzessin hat einen langen schwarzblauen Bart, der, wenn du ihn auch abschneerst, in jeder Minute wieder neu emporschießt. Jetzt weiß ich Alles.“

„Einfältiges Ding, ich sprach von meinem Barte.“

„Schon gut.“

„Du wirst mich um mein Amt bringen, wenn du solche alberne Märchen verbreitest. Eine Prinzessin Blaubart! Hat man dergleichen gehört?“

„Ich will dir noch mehr sagen, wenn du schweigen kannst. Es war darauf angesetzt, unsere Gräfin zu einem Manne zu machen, aber die Verwandlung ist, der Himmel weiß durch wel-

chen Umstand gehindert, nur halb gelungen. Sie ist mit dem blauen Barte davongekommen."

„Still, man kommt." —

„Leb wohl, Justin! gute Geschäfte!" —

„Verdamnte Hexe!" —

„Noch Eins. Vertraue Niemandem, außer mir, daß du auch das Barbierhandwerk gelernt hast. Hörst du?"

„Komm, ich werde dich von deinem Bärtchen befreien, das du auf der Oberlippe hast."

Einige Wochen waren vergangen, nachdem obiges diplomatisches Gespräch gehalten worden, als ein junger Reiter auf seinem ermüdeten Pferde sich langsam den Thoren der Residenz näherte. Er hielt an, stieg ab und lagerte sich ein wenig seitwärts unter dem Schatten eines Baumes, wie es schien, um einer wohlthätigen Ruhe zu genießen, während die versengenden Strahlen der Nachmittagssonne die weitere Reise beschwerlich machten. Der sorglose Abenteurer

schafft die Straße zu seiner Wohnung um, eine Moosbank zu seinem Bette, den Himmel zu seinem Zelte. Zu dieser Gattung „freier Leute“ schien auch unser Reisender zu gehören. Er scheute sich die dunkeln engen Gassen der Stadt früher zu betreten, als bis das unabwendbare Bedürfniß ihn dazu zwang. Die Thürme und Mauern hatten etwas Abschreckendes für ihn; ihr dunkles Colorit, gegen die tiefe und klare Bläue des unbewölkten Himmels gehalten, schuf in seiner Seele, die sich gern den einfachen Betrachtungen hingab, den Contrast der Freiheit mit dem Zwange, des starren Menschenwerkes mit der ewig beweglichen schrankenlosen Schöpferkraft der Natur.

Es konnte nicht fehlen, daß auch die Landstraße seine Blicke auf sich zog, wenn sich gerade auf ihr ein Gegenstand bewegte, der es verdiente, die Aufmerksamkeit eines angehenden Beobachters, wofür unser Reisender gern gehalten

werden wollte, rege zu machen. Eine solche Gelegenheit bot sich jetzt dar. Aus dem dunkeln Thorwege hervor, noch halb bedeckt von den bläulichen Schatten, den ein großer Ahornbaum, aus der Vertiefung des Grabens emporwachsend, verbreitete, zeigte sich, auf einem stattlichen Pferde reitend, eine kleine possierliche dicke Gestalt, übermäßig und auf eine phantastische Weise aufgeputzt, und mit einer huldreichen Miene gütiger Protection auf ein junges Mädchen blickend, das ihm zur Seite schritt. Diese Zusammenstellung von Häßlichkeit und Schönheit, Jugend und Alter, Schwerfälligkeit und Behendigkeit, Plumpheit und Grazie mußte Jedem auffallen, der dieses Paar die Straße heraufkommen sah, nicht allein einem müßigen, zur Ruhe ausgestreckten Beobachter, wie unser Abenteurer unter dem Baume einen abgab. Die reizende Gestalt des jungen Mädchens nahm alsbald seine Seele vorzugsweise ein. Er glaubte in ihren Zügen eine lei-

bende Schwermuth, einen Kummer zu bemerken, der die Schönheit noch um Vieles schöner macht und jeden Widerstand entwaffnet. Die Miene, der Anzug, der Gang, die Haltung des Kopfes der jungen Wandlerin, Alles trug diese eigenthümliche und schwer zu beschreibende Gattung von Reizen an sich, die unmittelbar zur Seele sprechen. Es war, um mit Einem Worte es auszudrücken, die Toilette, die die verlassene gekränkte Liebe zu machen pflegt, die einzige Toilette, die nie ihres Eindruckes verfehlt, obgleich die Kunst am wenigsten Antheil an ihr hat. Ein schwarzes Sammethäubchen, schon durch den elegischen Schnitt rührend, mit dem es die schlichten blonden Haare einfaßt, ruft unmittelbar das Gefühl wach und bezaubert auch ohne den durchsichtigen faltenreichen Schleier, der darübergeworfen ist und, die Mündung des Nackens einschließend, vorn mit dem Busentuche zusammenrifft. Ein Nieder, ebenfalls von schwarzem

Sammet mit einer feuerrothen Einfassung, zeichnet die frischen zärtlichen Contouren der Jugend, diese Contouren, die die gebeugte Stellung der Leidtragenden nur noch um Vieles reizender schwingt. Eine Hand ans Herz gepreßt, ein niedergeschlagenes Auge, ein kleiner Fuß, der sich nur zagend hebt und ungewiß dahertrippelt, macht das rührende Bild vollständig. Wer kann einer solchen Erscheinung widerstehen, wenn sie uns aus dem Schatten eines einsamen Waldes entgegentritt, oder der idyllischen Umgebung eines kleinen Meierhofes, eines in den Schatten seiner dunkeln Buchen versteckten Dorfes die Krone aufsetzt. Wird man nicht glauben, es sei Aline, Aline, die zum ersten Male vom Pfeile des Gottes getroffen, ahnend die Untreue ihres Geliebten, das Leid ihres jungen Herzens der Einsamkeit der stillen Waldbäche zu klagen geht. Dort am Fuß eines Baumes hingeworfen, läßt sie frei ihre Thränen rinnen und entfesselt die lange

zurückgehaltenen Klagen ihres Busens, beruhigt, daß nur die Stimme des Echo's ihr Antwort giebt. Armes Mädchen, dein Vertrauen, deine arglose Jugend und deine Schönheit sind deine Verderber; die Welt, unerbittlich in ihrem Angriffe gegen Schätze, wie du sie in deinem reinen Herzen nährst, läßt nicht sechzehn Frühlinge vergehen, ohne ihre Macht an dir zu erproben, und bleibst du auch Siegerin, so werden dich doch ewig die Spuren des Kampfes schänden. Nur wenigen Glücklichen ist es vergönnt, die Hartnäckigkeit dieses Kampfes durch kluges Nachgeben zu brechen, noch seltener sind Die, welche die Illusionen ihrer Jugend aufzugeben im Stande sind, wie man schöne Träume aufgibt, wenn der Ernst des Tages in seine Rechte tritt. —

Diese Betrachtungen, und noch viel düsterere konnte der Anblick des anspruchlosen jungen Mädchens rege machen, die in ihrem Schleier und

schwarzen Häubchen auf der Landstraße an der Seite des unförmlichen kleinen Reiters daherging. Das Paar näherte sich immer mehr unförmlichem Wanderer, der sich aufrichtete und es mit der gespanntesten Aufmerksamkeit ins Auge faßte. Es konnte ihm nichts willkommener sein, als der Halt, den der Reiter jetzt machte, und mit dem er, wie es schien, sich zum Abschiede von seiner Reisegefährtin anschickte. Die Nähe der handelnden Personen machte, daß ihre Worte deutlich gehört werden konnten.

„Bis hierher,“ begann der kleine Cavalier, „darf ich dich geleiten, liebes Kind. Jetzt setze deinen Weg allein fort. Alles, was ich thun kann, ist, dir eine glückliche Reise wünschen.“

Das Mädchen sah ihn mit ihren großen blauen Augen an, dann fuhr sie mit der Hand über dieselben, als zerdrückte sie Thränen. Eine lange Pause entstand, während Beide sich gegenüberstanden und schluchzten. Endlich reichte sie

ihm die Hand und sagte: „Ich danke euch für Alles, was ihr an mir gethan habt und noch zu thun die Absicht habt, wenn ich bleiben wollte; allein ihr seht selbst wohl ein, daß ich nicht anders kann, als ihm folgen.“

„Wenn du ihn nur findest!“ rief der Ritter.

„Habt ihr nicht nachgeforscht, wohin er sich gewendet? Ich bat euch ja noch gestern Abend darum.“

„Liebe Magelone,“ entgegnete der Gefragte, „die Liebhaber haben das in ihrer Art, daß, wenn sie einmal Lust bekommen sich unsichtbar zu machen, so findet sie das schärfste Auge nicht wieder. Seit dem Feste, sage ich dir, hat ihn Niemand erblickt. Er ist wie von dem Erdboden verschwunden.“

„Seid ihr mir wirklich gut?“ rief das Mädchen schnell und leidenschaftlich.

„Kannst du fragen, Narrchen,“ tönte die Antwort, begleitet von einem schmunzelnden Lä-

cheln, das die breite übelgestaltete Physiognomie in zwei Hälften spaltete. Die Hand suchte bei der Gelegenheit vom Pferde herab das weiche Kinn des schönen Kindes zu umspielen.

„So begleitet mich und helfst mir ihn aufsuchen.“

„Tollheit! Überwitz! Meinst du, daß ich nichts Anderes zu thun habe, als dir deinen fortgelaufenen Burschen wieder zur Stelle zu schaffen? Hast du vergessen, daß ich bei Hofe den wichtigsten Posten bekleide? Und gerade jetzt sollt ich ent schlüpfen, wo Alle die Köpfe hängen lassen, wo Niemand begreift, was in unsre gnädigste Prinzessin gefahren ist, daß sie sich nun schon vier Wochen in ihren Gemächern einschließt und von keinem Auge sich erblicken läßt. Jetzt ist ein Mann wie ich an seiner Stelle, um die erschreckten und verdüsterten Gemüther wieder von Zeit zu Zeit etwas zu beleben. Du wirfst mir glauben, kleiner Blondkopf, wenn ich dir bei

meinem Barte zuschwöre, daß ich noch nie eine traurigere Zeit erlebt habe als die, die uns jetzt bescheert ist. Sieh nur die Straße hier an, so weit dein Auge trägt, kaum zwei bis drei Reiter und ein elender Karren, und ich versichre dich, Mädchen, ein Apfel hatte Mühe den Boden hier zu erreichen, wenn er von jenem Baume fiel, so drängten sich, noch ist's kein Mondeswechsel her, die Wagen, Reiter und Sänften auf dem Plage, wo wir jetzt so ruhig stehen wie im Zimmer. Das macht das große Unglück, von dem Sebermann so geheimnißvoll spricht und worüber bei Todesstrafe nichts laut geäußert werden darf. Mir gleich, ich habe Sprachfreiheit, meine Zunge leidet kein Interdict, meine Gedanken fliegen frei umher wie die Vögel. Ich sage immer, unsre gnädigste Frau hat eine sonderbare Krankheit, den Weichselzopf etwa, die Hühnerblindheit, die Tobsucht — es giebt ja so wunderliche Fälle; denn wenn es nicht etwas der Art wäre, warum hätte man

denn den Ausruf ergehen lassen in alle Lande, die berühmtesten Aerzte herzuschicken. Noch heute wurden zwei Schwarzmäntel in den Palast geführt, und ein ganzes Collegium hat seinen immerwährenden Sitz im Schlosse aufgeschlagen. Wozu das Alles, frage ich, wenn die Prinzessin gesund und wohlgewachsen wie ich und du wäre?

Das junge Mädchen war zu sehr mit sich und ihrem Schmerze beschäftigt, um auf diese ganze Rede und besonders auf ihre unpassende Schlußbetrachtung zu achten. Sie seufzte tief, stützte sich mit dem Arme auf den Sattel und hielt die Hand vor die Augen. „Was soll mir das Alles?“ begann sie nach einer Weile. „Wenn ihr nicht mitkommen wollt, so laßt mich denn ziehen. Lebt wohl!“ —

Der kleine Ritter haspelte sich vom Pferde herunter, schlang seine dürren Arme um den Nacken des Mädchens und drückte seine lederne Wange ein paar Mal heftig an die ihrige. „Beim heil-

gen Cyriacus!“ rief er, „der Abschied von dir geht mir ans Herz. Ich kann dich nicht ziehen lassen, ohne dir, Schatzkind, ein Geheimniß anzuvertrauen, das zu wissen bei deinen Nachforschungen dir von Nutzen sein kann. Laß uns bei Seite treten, die Sonne brennt mir auf die Stelle meines Rückens, den boshafte Leute einen Buckel zu nennen belieben. Setze dich zu mir auf die Steinbank hier. Nicht wahr, du hättest nicht geglaubt, daß ich noch im Winkel meines Herzens ein Geheimniß für dich bewahrte, Blauauge, Trostkopf, Goldhaar, Schelmenmäulchen du?“ —

Das Mädchen nahm auf der Bank Platz, und zeigte, die Hände im Schooße, durch ihre gleichgültige Miene und Stellung, daß sie nur wenig Werth auf das angekündigte Geheimniß legte.

„Du weißt,“ ergriff der ehrliche Sprecher wieder das Wort, „daß ich mit dem lieben Jungen, dem Fortunat, der dich jetzt hat sitzen lassen,

vor nicht gar langer Zeit eine Reise machte. Ich kenne den niedlichen Schelm, wie ich mich selbst kenne. Er ist lange nicht so unbefangen wie er aussieht; solltest du glauben, daß er mit Zauberern und Feen verkehrt? Nun denke dir einmal, wohin das führen kann. Mit ihm zogen drei andre Spaßvögel herum und jeder von diesen besaß, wie unser Fortunat, eine magische Gabe. Der Eine ein Fläschchen mit Wasser, durch das alte Leute wieder jung wurden, der Zweite einen Hut, dem die Eigenschaft anklebte, seinen Träger unsichtbar zu machen, der Dritte — und nun gieb recht Acht, war mit einer Brille beschenkt worden; diese Brille war die kostbarste, die ich jemals gesehen. Dies sage ich nicht wegen der Einfassung, denn die bestand aus schlechtem Messing, auf elende Weise versilbert, aber was that das zur Sache? konnte man doch durch diese Brille Alles sehen, was man nur wollte, Dinge, die hundert und noch mehr Meilen von einem entfernt geschahen,

und durch die dicksten Mauern hindurch. Du brauchst, wenn du diese Brille hast, nur zu sagen: ich will den losen Vogel, den Fortunat, sehen, wo er sich versteckt hat, so erblickest du ihn vor dir, wie er leibt und lebt."

„Ihr scherzt," rief Magelone unwillig.

„Bei den Schellen meiner Kappe, ich scherze nicht."

„So sagt mir schnell, wo finde ich diese Brille?"

„Nichts leichter als das, liebes Kind. Es haben vor wenig Tagen drei Ritter mit ihren Damen das Schloß verlassen; sie zogen diese Straße hinunter und können noch nicht sehr weit sein. Behalte dir nur die Namen der drei Schönen, denn die sind jetzt im Besitze der Wundergaben. Die Eine hat die schönsten grauen Augen, die ich jemals sah, und eine lange, spitze, etwas geröthete Nase, du wirst sie schon von fern mit sehr melodischer Stimme Verse reciti-

ren hören, diese heißt Thißbe und ist im Besitz des unsichtbarmachenden Hutes. Die Zweite, eine wegen zu großer Reife schon etwas fauer gewordene Schönheit ist das Hoffräulein Corisande. Sie wird dir sehr huldvoll zunicken und dich nach deinem Alter fragen, dann sage nur geschwind ein halbes Duzend Jahre mehr, denn sie kann die ganz jungen Mädchen nicht leiden. In ihrem Besitz ist die Flasche. Die Dritte, ein kleines naseweises Ding, die sich sehr viel auf ihre niedlichen Füße einbildet, und vor der du die deinigen nicht zeigen mußt, weil sie sonst neidisch werden würde, heißt Corella. Bei ihr findest du die Brille. Wenn du deine Sachen klug machst und die drei Damen sammt ihren Ritztern überlistest, was keine große Hererei sein wird, so kann dir mit Hülfe der drei Gaben dein Fortunat nicht entgehen.“

Der gutmüthige Rathgeber hatte sich warm gesprochen. Er wischte sich den Schweiß von

der Stirne, lüftete seinen kleinen spitzigen Hut, stand eilig auf und umarmte dann noch einmal seine Zuhörerin. „Nimm mir's nicht übel,“ rief er dabei, „jetzt muß geschieden sein. Der Seneschall wird schon nach mir gefragt haben, der Lieblingsaffe der Prinzessin schaute gewiß ein paar mal schon nach mir um, und die zwei Unterhofnarren, die unter meinem Befehle stehen, erwarten, daß ich ihnen die Wiße vorschreibe, mit denen sie heute die Abendtafel amüsiren sollen. Leb wohl, leb wohl, und triffst du deinen Schatz, so grüße ihn von mir.“

Mit diesen Worten lief das Männchen eilig zu seinem Pferde, gelangte mit Mühe hinauf, lenkte es wieder der Stadt zu und verschwand bald im leichten Trott im dunkeln Thorwege. Das Mädchen, als sie sich jetzt allein auf der Straße sah, hüllte ihr Antlitz in beide Hände und stand regungslos eine Weile da, dann griff sie nach einem kleinen Bündel, das der Narr

auf der Steinbank zurückgelassen hatte, und dieses untern Arm nehmend schritt sie rüstig vorwärts, die entgegengesetzte Richtung einschlagend, die der Reiter genommen.

Ganelon, denn wir dürfen dem Leser nicht länger verheimlichen, daß er der Beobachter unter dem Baume war, hatte durch das Gespräch, bei dem der Zufall ihn zum Zeugen genommen, Alles erfahren, was er über seinen verlorenen Freund wissen wollte. Das Geständniß der kleinen Magelone war eine angenehme Zugabe, auf die er nicht gerechnet hatte. Anfangs gedachte er ihr zu folgen, änderte jedoch sogleich seinen Entschluß, indem ihm in den Sinn kam, daß Fortunat vielleicht doch noch in der Stadt sich versteckt halten könne. Hatte er hierüber genügende Nachrichten eingezogen, so wollte er die Spur der drei Ritter verfolgen, die ihm der Hofnarr angegeben, denn so gut er auch der kleinen Pilgerin war, die sich aufmachte, seine

Flasche zu erbeuten, doch behielt er sich vor, wenn es zum Streite käme, sein gutes Eigenthumsrecht zu behaupten, es koste was es wolle.

Während auch er also seine Schritte von unserer wandernden Schönen abwendet, wollen wir sie wenigstens nicht verlassen. Da geht sie die einsame Straße hinauf; noch holen wir sie ein; jetzt biegt sie um die Ecke; das arme Kind; der Abschied vom Hofnarren scheint ihr Herz noch zu drücken und ihrem Gange noch nicht den leichten elastischen Schwung zu erlauben, der der Jugend eigen ist und in den sich so viel Anmuth und Zierlichkeit mischen kann. Jetzt steigt sie ins Thal herab. Ein niedlicher kleiner Fußpfad am Flusse hin schneidet einen Theil der beschwerlichen Landstraße ab; es ist natürlich, daß sie den Fußpfad wählt. Sie bleibt stehen, sie sieht sich rings herum — der Ort ist einsam; über die morschen Weidenstämme am Ufer blickt aus der Ferne der Kirchthurm des Dorfes. Ein alter

Nachen liegt im Schilfe halb verborgen. Sie setzt sich auf die Breter und holt ihr Bündel hervor, das sie aufknüpft. Was fällt aus den Hüllen? Ein Paar Stiefeln, ein Wamms, ein kleiner allerliebster Degen mit einem Bandelier, ein Hut, den eine stolze rothe Feder schmückt. Ach, wir errathen; unsre Heldin will Toilette machen, ziehen wir uns etwas hinter's Gebüsch zurück. Sie findet es gefährlich, als Mädchen auf Abenteuer auszugehen, sie will sich in einen kleinen Ritter verwandeln und gewiß in den niedlichsten, der je ein Paar Hosen trug; aber, o welch ein Mißgeschick, gerade dieses Paar Hosen fehlt. Die ganze Toilette ist vollständig bis auf das unentbehrliche Stück, ohne das kein Paladin, kein Ritter der runden Tafel, kein Troubadour und kein romantischer Held, er mag einen Namen führen welchen er wolle, denkbar ist. Das ist verdrüsslich. Solche Poffen spielt der hämische Zufall einem armen unschuldigen

Kinde, das noch so unbekannt ist mit der männlichen Toilette, um gerade dieses Stück derselben beim Einpacken zu vergessen. Was nützt nun alles Uebrige? Der Degen, der Hut, die rothe Feder, sogar die Sporen? — Es ist doch nicht gut, gar zu unschuldig und unbefangen zu sein. Was soll nun geschehen? — In die Stadt zurückkehren? — Nimmermehr! Im nächsten Dorfe wird doch ein Kleiderladen zu finden sein, dort wird man sich mit dem einfältigen Stücke versehen können, das man nicht nennen mag, mit dem sich die Phantasie nicht beschäftigt, und das man doch nicht entbehren kann.

Magelone schnürt ihr Bündel wieder zusammen, nimmt es verdrüsslich unter den Arm und wandert weiter, gezwungen so lange noch in ihrem Mädchenstande zu verharren, bis die ersten Häuser des Dorfes erreicht sind. Sie langt an und der Zufall will, daß der erste Gegenstand, auf den ihre Blicke fallen, der bescheidene Laden

eines Trödlers ist, der mit seltenem Kunstsinne ganze Guirlanden von jenem unnennbaren und unentbehrlichen Kleidungsstücke, an dem Vordache seiner Bude aufgehängt hat, zum Staunen und zum heimlichen Verlangen der männlichen Dorfjugend, die im Vorbeigehen ihre sehnsüchtigen Blicke auf diesen unschätzbaren Reichthum wendet. Die ganze Tonleiter eines ländlichen Geschmacks war hier, sowohl was Schnitt als was Farbe betraf, erschöpft; von der eleganten Lederhose mit rothen und blauen Schnüren besetzt, die sich ohne Scheu in den Straßen der Residenz sehen lassen konnte und im nächsten Gliede aufwärts mit der Sammethose des Städters verwandt war, bis zu dem formlosen plump zugeschnittenen Stücke Zwillich, auf der untersten Stufe der Cultur stehend, zu seinen nächsten Angehörigen die von Baumbast gemachte Schürze des Wilden zählend, und fast an die antediluvianische Hose, an das anspruchlose Feigenblatt,

erinnernd. Welch ein Reichthum und bei aller Einfachheit Welch eine Mannichfaltigkeit von Formen! Magelonens Auge glitt mit scheuem Erröthen an dieser Säulenordnung von Leder und Leinwand hin; sie war in der peinlichsten Verlegenheit, wie sie dem Eigenthümer dieser ausschweifenden Garderobe ihre Wünsche kund machen sollte. Als sie ihm jedoch näher ins Gesicht sah, bemerkte sie in den Zügen desselben Etwas, das Vertrauen einflößte. Die großen schwarzen Augen, um die ein gutmüthiges Lächeln schwebte, der lange spizige Bart und die gebogene Nase bezeichneten ihn als ein Kind Israels. Dieses alte Kind bemerkte kaum unser junges, als es ihm eine einladende Bewegung machte näher zu treten. Seinem Winke folgte Magelone schüchtern.

Ein paar junge Bursche, die eben beschäftigt waren ihren Sonntagsstaat durch einen splendiden Einkauf zu vervollkommen, machten der

hübschen Dirne ehrerbietig, mit der ganzen Galanterie des Dorfes, Platz. Jetzt stand die Arme am Ladentische und wußte kein Wort über die zitternden Lippen zu bringen. Umgeben von den Gegenständen ihres heißesten Verlangens hatte sie doch nicht den Muth danach zu fragen. Die zwei Augen des Juden und die vier der jungen Gefellen hafteten auf ihrem erröthenden Gesichtchen. Endlich stieg in der Seele des Erstern Etwas auf, das allenfalls für Zartgefühl gelten konnte in Ermangelung feinerer Affecte. Er gab durch ein besonderes Lächeln und durch einen schmunzelnden Wink seiner Augen zu erkennen, daß er ein Geheimniß witterte und, den Ladentisch öffnend, zog er die zaghafte Käuferin mit einigen undeutlich gemurmelten Schmeicheleien in das Innere der kleinen Stube. Hier in einem verschwiegeneu Winkel, in unbelauschter Audienz, kam Magelone mit ihrem Anliegen hervor.

Der Kauf wurde in aller Geschwindigkeit abgemacht. Im äußersten Winkel des Ladens hing ein Prachtstück, das Niemand hier suchte, das aber den scharfen Augen des Mädchens nicht entging. Es bestand aus genuesischem Wollensammet mit eingedruckten Blumen und einer grünen Blätterguirlande, die längs der Schenkel bis zur Hüfte hinauflief. Wahrlich, so lebhaft und schön, als hätten die Fabriken von Lyon diesen Frühling hervorgezaubert. Der Jude zögerte nicht, das versteckte Kleinod von seiner Schnur herabzureichen und es mit einem schelmischen Lächeln der kleinen Blondine zu übergeben. Er empfing den ausgemachten Preis. „Zu wenig!“ rief er, „viel zu wenig für das saubere Kleidchen, allein weil ihr es seid, Jungfer, so nehmt es hin. Ihr seht wohl, es gehört nicht in den Pöbel der übrigen Stücke, durch Handel und Wandel ist das bunte Dingelchen in meine Hände gekommen und mag einst einem Pagen am Hofe ge-

hört haben, der, weil er Geld bedurfte, den Schatz verschleudert hat. So thut's das junge Blut."

Magelone packte ihren Kauf ein und bemerkte nicht, daß das alte freigebige Kind Israels noch ein geringeres Stück derselben Art dazufügte. „Möchten die Fäden so lange halten,“ murmelte er dabei für sich, „als mein Segen halten wird, den ich dem lieben Kinde auf den Weg gebe. Beim Gotte Abrahams und Isaaks, noch nie sah ich so hübsche Augen!“ —

In ihr Stübchen eingeschlossen ging jetzt Magelone daran, zum zweiten Male, und diesmal, wie sie hoffte, mit besserem Erfolge ihre Toilette zu machen. Sie hatte die Thüre sorgsam verriegelt und saß auf dem Rande ihres Bettes, das eingekaufte Prachtstück in der Hand. Es gegen das Licht wendend, erfreute sie sich, ehe sie es anzog, das Muster der Blumen, die dem Stoffe eingepreßt waren, zu bewundern. Abwech-

selnd waren es Rosen und Bergißmeinnicht; wahrlich, ein so zartes und sentimentales Beinleid, wie nur irgend eines aus der Werkstatt eines Schneiders hervorgegangen war. Dabei schien es noch völlig neu und ohne die mindeste Spur des Gebrauches. Magelone hob eben ihr rechtes Bein, um es hineinzuversenken, als plötzlich — sie war halbtodt vor Schrecken — eine feine vernehmliche Stimme aus der Hofe heraus seufzte: „Grausamer Merlin, also bis zu diesem Punkte treibst du deine schändliche Rache? Ruchlofester aller Magier, war es dir nicht genug, mich so tief zu demüthigen, mußt du damit enden, meiner Ehre den Todesstreich zu versetzen!“

Magelone war mit einem Sprung heraus, indem sie die Ursache ihres Schreckens weithin in eine Ecke des Zimmers schleuderte. Ihr Herz hämmerte in der Brust, der Athem drohte ihr zu vergehen. Zusammengekrümmt auf dem Bette sah sie mit scheuen Blicken in die Ecke, immer

erwartend, daß das unglückliche Kleidungsstück von Neuem zu peroriren anfangen werde; allein es blieb still. Noch einige Minuten vergingen, und kein Laut ließ sich hören. Auf den Behen schleichend näherte sie sich endlich dem Winkel, faßte das Verbannte vorsichtig mit zwei Fingern und brachte es wieder an das Bett, um einen neuen Versuch anzustellen, denn sie schalt sich selbst, daß sie hatte glauben können, die klagende Stimme käme von ihm her. Kaum hatte sie jedoch, diesmal das linke Bein, in die dazu bestimmte Oeffnung gebracht, als ein tiefer schmerzlicher Seufzer daraus hervortönte.

Das war zu viel für die arme Magelone; sie ließ das verwünschte Kleid sinken und fiel selbst schwach und ohne Besinnung in die Polster zurück. Als sie wieder zu sich kam, hörte sie wieder die Stimme, doch mit einem besonders sanften und bittenden Tone. Sie sprach die Worte: „Liebes Kind, wer Sie auch sein mögen, Ihre Phy-

fiognomie sagt mir, daß Sie nicht aller Zartheit und alles Gefühls ermangeln. Haben Sie die Güte, heben Sie mich vom Boden auf, wo mein elegantes Muster mit dem elenden Staube dieser seit Monden nicht gereinigten Stube zusammentrifft, machen Sie keinen Versuch mich anzuziehen, sondern legen Sie mich auf den Stuhl dort und ich will Ihnen dann meine Geschichte mittheilen, die in der That sehr merkwürdig ist."

Magelone that was man von ihr verlangte, und die Rosen und Bergißmeinnicht, als sie sich auf dem Stuhle sahen, begannen ohne Verzug folgende Erzählung.

Achtes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Geschichte der Prinzessin, die in ein Paar Inexpressibles
verwandelt wurde.

Die Nichtswürdigkeit der Zauberer geht weit! nahmen die Rosen und Bergißmeinnicht das Wort. Sollten Sie wohl glauben, liebe Kleine, daß Sie in diesem Paar zusammengenähter Lumpen, die die Ehre haben, neben Ihnen auf dem Stuhle zu liegen, eine Prinzessin von Geblüt vor sich sehen? Eine Prinzessin, die, ich darf es ohne Erröthen eingestehen, denn Niemand wird mir wohl in meiner jetzigen Gestalt Eitelkeit vorwerfen, die sittsamste und schönste Königstochter war, die je in einem Märchen oder

Romane als Muster aufgestellt wurde. Aber, wie gesagt, die Nichtswürdigkeit der Zauberer geht weit! Dieses Geschlecht ist unersättlich in seiner Rache; rettungslos verloren ist wer einmal ihren Zorn gereizt. Aber ich will mich nicht in nutzlose Exclamationen ergießen. Zufrieden, ein theilnehmendes Herz gefunden zu haben, will ich gleich zur Hauptsache übergehen und die Ursache angeben, wodurch ich mir die Verfolgungen zuzog, unter denen ich jetzt erliege.

Man nannte mich am Hofe meines Vaters nur die schöne Prüde. Aus diesem Umstande und auch daraus, daß ich mich eben selbst die fittsamste aller Prinzessinnen genannt, kannst du schließen, liebes Kind, daß ich eine Prinzessin aus England sein muß. Denn welches andre Land kann sich schmeicheln, so viele „Prüde“ zu erzeugen, als gerade dieses? Wo wird das Ideal jungfräulicher Sittsamkeit zu einem so starren, unbeugbaren, unerschütterlichen, unbefiegbaren, un-

antastbaren Vorbilde geformt, als in der glücklichen Insel, die ich mein Vaterland zu nennen die Ehre habe. Ueberall anderswo glaubt man diesem Vorbilde etwas Weichlichkeit, etwas Grazie, etwas liebenswürdige Schwäche beimischen zu müssen, in England allein besteht es in seiner ganzen Herbigkeit, Trockenheit und erhabenen Verknöcherung. Bedenke, daß aus unseren Häfen einst eilftausend Jungfrauen ausfuhrten, und daß es dem lasterhaften Deutschlande vorbehalten war, diesen heiligen Prüden Vorschläge zu machen, die allesammt mit dem entschiedensten Widerwillen verworfen wurden. Sie starben den Märtyrertod. Ich finde das sehr begreiflich, denn die einzige Berührung eines Mannes, die eine Bestalin ohne Vorwurf leiden darf, ist die des Scharfrichters, der da kommt, ihr den Kopf abzuschlagen. Glückliche Insel! wenn längst schon aus der verderbten Welt die himmlische Erscheinung, die sich „Prüde“ nennt, verschwunden

sein wird, gewiß in einem deiner Winkel wird sich noch ein kostbares Exemplar finden lassen, ein Mädchen über die Bierzig hinaus, mit einer schweigenden verstimmten Falte um den Mund, die Blicke niedergeschlagen und die langen bläulichen Finger in dem Schooße gekreuzt; ein heiliger Umkreis von Schweigen um sie her; ehrfurchtsvoll weicht auf hundert Schritte alles Lebendige aus ihrer Nähe, und nur eine Glorie von Engeln umschwebt ihr geweihtes Haupt in den Lüften. —

Nach diesen Betrachtungen kannst du urtheilen, wie böshaft und impertinent die Verwandlung ist, in die man mich hat gerathen lassen. —

Mein Name ist Zephise, und der meines königlichen Vaters Arthus. Ich weiß in der That nicht, der wievielfte, es giebt eine so große Menge von Königen dieses Namens. Gewiß aber ist es, daß er seine Ritter an einer runden

Tafel sitzen und daher mit vollkommenem Rechte sich König Arthus von der Tafelrunde nennen ließ. Dieser Umstand ist geringfügig und hat weiter keinen Einfluß in meiner Geschichte. Meine Mutter hieß Genevea und war ein Frauenbild von so seltener Strenge, daß sie erst dreißig Jahre nach ihrer Verheirathung ihre Einwilligung dazugab, daß ich geboren werden konnte. Bis dahin hatte sie, trotz meines Vaters und seiner Tafelrunde, den Titel: „jungfräuliche Königin“ geführt. Welch ein himmlischer Titel! Ich nahm mir vor, ihn in seiner ganzen Strenge und in seiner ausgedehntesten Bedeutung mir anzueignen.

Als ich fähig war die Eindrücke einer bestimmten Erziehungsmethode in mir aufzunehmen, ging meine Mutter daran, ihre erhabenen Pläne zu realisiren. Da sie nicht annehmen konnte, daß es einen zweiten Ehemann von so gefälliger Weise, wie der ihrige, geben werde,

so beschloß sie, mich wo möglich nie einer Probe der Art auszusetzen. Eine Proclamation berief alle alte Jungfrauen von rigurösen Grundsätzen im Reiche zusammen, und du kannst dir vorstellen, mit welcher Strenge man in der Auswahl verfuhr, da unter den zahllos versammelten Prüden nur sechzig aufgenommen wurden. Ich kann mich nur dunkel besinnen, daß sie alle lange an der Spitze geröthete Nasen, sehr trockne dürre Leiber, und langgespaltene blaue Finger hatten. Ich habe nie herausbringen können, ob dieses besondere Abzeichen der Heiligkeit und Unsträflichkeit der Gefinnung seien, vermuthe es aber, da ich nie eine Prüde vom ächten Orden ohne diese Insignien gesehen habe. Für diese Leibwache und um sie in Function zu setzen, wurde nun ein eigenes Schloß gebaut. Man umzog eine Gegend von zehn Meilen im Umfange mit einer Mauer, die trotz der chinesischen alle Versuche sie zu übersteigen, durch ihre Höhe sowohl als durch die Weise, wie

sie von außen bewacht wurde, vereitelte. In der Mitte dieses Bezirkes, umgeben von einem tiefen See, erhob sich das Castell, in welchem ich wohnen sollte. Es bestand aus dicken Mauern, Brücken, die aufgezogen werden konnten, Fallgattern, Thürmen, kleinen Verließern, Proviantkammern, Rüstsälen, Kapellen, Warten, inneren und äußeren Höfen, kurz aus allem Zubehör, den die Phantasie unter der Benennung eines „festen Schlosses“ zusammenzufassen gewohnt ist. Nur die unterirdischen Gänge hatte man ausgelassen, weil meine Mutter, die eine ungewöhnliche Belesenheit besaß, in allen Romanen, die sie durchblättert, gefunden hatte, daß die unterirdischen Gänge immerdar eine sehr zweideutige Rolle spielten, und daß keine Geschichte ein glückliches Ende nahm, in der ein solcher vorkam. Ach, hätte sie ahnen können, auf welchem Wege mich das Verderben erreichte, sie wäre nicht so ängstlich gewesen, alle Zugänge zu verschließen,

auf denen Wesen aus Fleisch und Blut zu mir gelangen mochten; die Feinde, die sich gegen mich verschworen, spotteten dieser Vorsicht, weil ihren lasterhaften Absichten jedes Schlüßelloch offen stand.

Ehe ich mit meiner Leibgarde von sechzig Prüden mein Castell bezog, hatte eine Abtheilung der Hofbedienten meines Vaters dafür Sorge getragen, daß alle Wesen, die die Luft durch männliche Lungen einzogen, aus dem geweihten Bezirke vertrieben wurden. Es war ein Vertilgungskrieg sehr seltsamer Art, allein, Dank sei es dem Eifer der Verfolger, man gelangte so ziemlich zum Zweck. Selbst die Fliegen an der Wand mußten sich einer Prüfung unterwerfen. Diese Anstalten nahmen drei volle Monden Zeit weg, ehe das Schloß und die Gegend nach Wunsch für gereinigt gelten konnte. Ich habe vergessen zu bemerken, daß eine Fee hierbei auch wirksam war, eine alte Freundin meiner Mutter, die Fee Pre-

ciöse. Mit ihrer Hülfe wurden auch die männlichen Vögel fern gehalten, was sonst menschlichen Kräften zu bewerkstelligen schwerlich gelungen wäre.

Endlich zog ich ein. Meine sechzig Prüden gingen nun daran, den Tag einzutheilen in Stunden, die dem Unterrichte, der belehrenden Unterhaltung, der Toilette und dem Vergnügen geweiht waren. Sie bewiesen sich dabei so geschäftig und geriethen oft dermaßen in Zank, wenn es darauf ankam, ihre verschiedenen Erziehungsmethoden gegeneinander zu behaupten, daß mein Schloß oft einem Kästch voll Papageien glich, wo jeder seinen krummen Schnabel braucht, um den Andern zu überschreien und zu zausen. Auf diese Weise brachte man mir die weiblichen Tugenden bei. In einem Gefühle vereinigten sich jedoch Alle, in dem Hasse gegen die Männer, und man wandte alle mögliche Mittel an, mir diesen gerechten und wohlthätigen

Abscheu einzulösen. Ein Theil meiner Prüden legte sich aufs Schriftstellern und schrieb sogenannte Entfagungsromane, in denen die ganze bodenlose Nichtswürdigkeit der Liebe und Ehe mit lebhaften Farben geschildert wird. Diese Schriften, in denen meine Erzieherinnen das wirksamste Gift ihrer Erfahrung ausgestreut hatten, legte man für meine reifern Jahre bei Seite; fürs Erste unterhielt man mich mit Sittensprüchen und Fabeln, zweien Erzeugnissen der schönen Literatur, die sich schmeicheln können, die Phantasie und das Herz völlig kalt zu lassen. Dennoch gab man auch diesen wehrlosen Geschöpfen einige Stacheln. Wenn der Wolf das Lamm zerriß, das schöne, kleine, sanftmüthige, gehorsame, in seinen Pelz, weiß wie Schnee und zart wie Seidenflocken, gehüllte Lamm, dann ließ man mich bemerken, daß es auch im Leben unter Menschen solche Lämmer und solche Wölfe gäbe, und die Schriftstellerinnen fanden bei die-

ser kleinen anmuthigen Fabel Gelegenheit, auf ihre Entfugungsromane anzuspieren, mit denen sie schon die eine ganze Abtheilung meiner Bibliothek angefüllt hatten, und mit denen sie auch die zweite anzufüllen beabsichtigten. Ich haßte nun die Wölfe, ohne daß ich recht wußte, wie ich sie mir denken sollte, und liebte leidenschaftlich die Lämmer, bei denen ich schon damals die leise Ahnung hatte, daß unter diesem Bilde mein Portrait begriffen sei.

Was die Toilette betrifft, so lernte ich darüber frühzeitig die erhabensten Ansichten hegen. Da es ausgemacht scheint, daß wir uns nur ruhen, um die Blicke der Männer auf uns zu lenken, so verwarf ich, um nicht in diese verabscheuungswürdige Schwachheit zu verfallen, geradezu Alles, was Zierlichkeit, gefällige Form, Anmuth und Schönheit athmet. Der Schnitt meiner Kleider war streng, trocken, unerfreulich. Mein Kopfsputz glich einem Lehrsaße aus der Geo-

metrie, meine Hauben waren Nester, in denen abwechselnd Pedanterie und Geschmacklosigkeit brüteten. Ich ging gerade einher wie eine Wachskerze und zeigte mich eben so kalt und unempfindlich als sie. Die einzige Beweglichkeit, die ich meinem Antlitz erlaubte, war ein kleines mißvergnügtes pedantisches Lächeln, das mit dem scharfen Blicke meiner Augen zusammentraf und eine imponirende Wirkung äußerte. Meine Hände hielt ich entweder im Schooße gekreuzt, eine Stellung, die deshalb zu empfehlen ist, weil sie alle Anmuth und Beweglichkeit ausschließt, oder mit einer auf beiden Seiten gleichmäßig spitzen Winkel der Ellenbogen gestützten Lage der Oberarme, wobei ich die rechte Hand frei behielt, um von Zeit zu Zeit anpassende Gesten zu machen, mit denen ich die langsam hergesagten Sentenzen, in denen mein Gespräch bestand, zu begleiten pflegte. Du begreiffst, liebe Kleine, daß eine solche Toilette auch ihr Studium erfordert, und

ich versichre dich, daß ich oft Stunden, ja halbe Tage damit hinbrachte, in meinem Wesen wie in meiner Kleidung jede auch die leiseste Regung von Jugend, Unbefangenheit, natürlicher Laune und Frohsinn zu unterdrücken. Man hat eben so viel Zeit nöthig, vor seinem Spiegel die Gesichter einzustudiren, die mißfallen, als solche, die gefallen sollen; die Natur thut nichts weiter als uns den insipiden Stoff herzugeben, aus dem die kunstreiche Bildsäule zu schnitzen unsern Händen überlassen bleibt.

Nachdem ich dir meine Art zu gehen, zu sprechen, zu urtheilen und mich zu kleiden geschildert habe, kannst du dir denken, daß meine Vergnügungen sich ebenfalls von dieser Norm nicht weit entfernten. Ich lernte nicht tanzen, wie man heut zu Tage tanzt, weil in dem Tanze ein niederträchtiges Verlangen zu gefallen verborgen liegt; dagegen lernte ich den gelehrten

Tanz, wie er in den alten Tragödien vorkommt, und der ganz gefahrlos bleibt, weil er völlig ungraziös ist und bei dem Zuschauer nur die bitterste Langeweile, ohne die mindeste Beimischung von sinnlichem Kitzel, erregt. Von der Musik, dieser lasterhaften Stimme der Herzen, nahm ich das, was ebensowohl meinem hohen Range als meinem Charakter zukam, nämlich Kirchengesänge. In einem Duett mit der heiligen Jungfrau oder mit dem Erzengel Gabriel konnte man mir unmöglich Schmeicheleien sagen, oder ich auch nur von Ferne daran erinnern, daß ich bestimmt sei, „zu lieben, und geliebt zu werden“. — Welch eine Phrase! wie kam ich nur dazu, sie so geradehin auszusprechen? — Du siehst, Mädchen, welchen schädlichen Einfluß die verdammte Wanderung durch die Trödelbuden, und die schlechte Gesellschaft, aus der du mich erlöstest, auf meine Sinnesweise schon ausgeübt hat. Aber ist das ein Wunder? Soll denn die abscheuliche Gestalt,

unter der ich mich nun schon so lange selbst sehe, ganz ohne Wirkung bleiben? — Man spricht von Eindrücken, denen die Phantasie sich nicht entziehen kann, wenn sie unausgesetzt gewissen Erscheinungen bloßgestellt wird: wie soll es denn die meinige können, da sie in einen Leib gebannt wurde, der wenig dazu geeignet ist, durch seinen Anblick erhabene und tugendhafte Empfindungen rege zu machen. O Merlin, Merlin, du hast deine Macht auf eine eben so schändliche als erfindungsreiche Weise mißbraucht. —

Nachdem die unglücklichen Rosen und Vergißmeinnicht sich durch diesen Seufzer Luft verschafft hatten, setzten sie ihre Rede fort. Ich eile nun zum Verlaufe meiner Geschichte. So ausgerüstet, wie ich dir erzählt habe, mit der Kunst zu mißfallen, trat ich nun in die Welt, nachdem ich mein fünf und zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte. Ich erschien am Hofe meines Vaters, und Dank sei es den Künsten mei-

ner Erzieherinnen so wie den Bemühungen der Fee Preziose, ich wußte wirklich nicht für was für eine Gattung von Geschöpfen ich die vierzig Ritter halten sollte, die ich an der berühmten runden Tafel sitzen und ihre bärtigen Gesichter in Weinpokale tauchen sah, die nicht viel kleiner waren als die Bannen, in denen ich meine Schooßhunde zu baden pflegte. Als einer dieser Unholde mir zu nahen wagte, entfloß ich mit einem lauten Schrei des Entsetzens und begleitet von meinen sechzig Prüden eilte ich mich in meinem Castell wieder einzusperren. Mein Vater, sehr wenig befriedigt durch dieses Debüt meines ersten Eintretens in die Welt, stellte meine Mutter hierüber zur Rede, doch diese entschuldigte mich aufs Beste, indem sie erklärte, daß sie mein Betragen im höchsten Grade „jungfräulich“ fände. Mein Vater beschloß einen zweiten Versuch zu machen, mich mit dem widerlichen Geschöpfe, das man „Mann“ heißt, zu befreunden.

Den Zeitpunkt meiner Flucht, so wie die unangenehmen Eindrücke, die ich von ihr nach Hause brachte, benutzten nun die Schriftstellerinnen, mir ihre Entsagungsromane vorzulesen, indem sie ganz richtig schlossen, daß ich jetzt, da ich Männer gesehen hatte, vollkommen urtheilen könne, auf welcher Stufe des Werthes die Liebe und Ehe stehen müsse. Mein ganzes Wesen ward Erbitterung und Abscheu; ich übertraf in meinen Schmähungen und in meinem Widerwillen gegen die thörichten, lasterhaften Ueberspanntheiten, die man „Leidenschaften des Herzens“ nennt, selbst die Strengsten unter meinen weisen Erzieherinnen. Eine fortgesetzte Uebung in der Tugend des jungfräulichen Stolzes brachte mich so weit, daß ich es für die empörendste Beleidigung nahm, die man mir zuzufügen nur im Stande war, wenn man mich in Verdacht hielt, die Wünsche eines Mannes erregt zu haben.

Indessen war mein Vater auf Erreichung

seiner Absichten bedacht gewesen. Er hatte ein großes Fest anordnen lassen, bei dem zu erscheinen sowohl die vornehme Jugend des Landes als auch eine Menge fremder Prinzen eingeladen wurden. Ich weigerte mich hartnäckig, daran Theil zu nehmen, allein den wiederholten Befehlen meines Vaters konnte ich zuletzt nicht anders als Folge leisten. Ich kam, declamirte eine Fabel, die eine beißende Tendenz hatte, tanzte darauf einen kleinen strengen Tanz, sang ein paar Noten aus einem Stabat mater und entfernte mich dann wieder, fest überzeugt, den übelsten Eindruck hinterlassen zu haben, den ich nur immer wünschen konnte. Erschöpft und verstimmt von dem Gewühl einer verhassten Versammlung, die ich wie lauter Wölfe der Fabel ansah, die ihre blutigen Klauen aufsperrten um, mich, ehe sie mich verschlangen, mit ihrem unreinen Athem zu besudeln, stieg ich in den Schloßgarten herab und wandelte eben gemessenen Schrittes ei-

nem Bogengang auf und nieder, als ich plötzlich zu meinem Entsetzen einen jungen Ritter auf mich zukommen sah. Ich wollte sogleich entweichen, aber mit einer ungezwungenen Freundlichkeit stellte sich der Freche mir gerade in den Weg. „Schönste Prinzess!“ sagte er, „entschuldigen Sie, daß ich Sie in Ihrer Retraite auffuche. Ich liebe nicht die Räthsel; schon als kleines Kind hat mir meine Amme nie dergleichen aufgeben dürfen. Jetzt jedoch spielt mir das Schicksal den Streich, mein ganzes Lebensglück, wie ich fürchte, an ein Räthsel zu knüpfen. Dieses Räthsel sind Sie. Gestehen Sie, daß es nicht Ihre wahre Natur ist, die Sie uns oben im Saale aufzutischen die Güte hatten. Was in aller Welt kam Ihnen an, uns Impertinenzen zu sagen? uns, die wir Ihnen keine andre Beleidigung zugefügt, als vielleicht die, zu ausschweifend in der Bewunderung für Ihre Talente gewesen zu sein. Es ist wahr, die ächte Bescheidenheit verträgt nichts so wenig, als unbedingtes

Lob. Ich will zugeben, daß wir diese Zurechtweisung verdienten, aber womit haben wir den kleinen hölzernen Tanz verschuldet, zu dem Sie die natürliche Anmuth und Grazie Ihres Körpers zwangen und mit dem Sie offenbar unsern frivolen Weltfinn züchtigen wollten. Von der Musik mag ich nicht sprechen, denn ich will lieber mein Ohr anklagen, falsch gehört zu haben, als zugeben, daß so unschöne Töne aus so schönem Munde kamen. Genug, reizende Prinzessin, Sie sind uns Allen ein Räthsel. Ein bescheidener Forscher steht vor Ihnen, geben Sie ihm gütigst einige Andeutungen, die ihn in den Stand setzen zu errathen, welches Götterantlitz hinter der bizarren Maske versteckt ist.“

Bei dieser Anrede gerann mein ganzes Wesen zu Eis. Ich stand da, starr wie eine Bildsäule mit niedergesenkten Augen, zusammengekniffenem Munde und hochaufgerichtetem Nacken; nur meine Kniee schlugen unter der mächtigen Staatsrobe zitternd aneinander. —

„Um Gotteswillen!“ rief der Ritter, „wie sehen Sie aus! Wird Ihnen unwohl, Prinzzeß? Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, um Sie ins Schloß zurückzuführen?“

Er machte bei diesen Worten Miene, sein Anerbieten auszuführen, als der Gedanke, einen Theil des Körpers eines Mannes berühren zu müssen, mir meine ganze Besinnungskraft und meinen vollen Muth wiedergab. Ich wich dem dargebotenen Arme aus und sagte, indem ich ein leises höhrendes Lachen durch meine Worte schallen ließ: „Prinz, Ihre Beobachtungen sind zum Bewundern richtig. Wir sind überall von Räthseln umgeben, selbst die vernunftlose Schöpfung theilt dieses Mißgeschick. Ich wurde heute Nacht in meinen tiefsinnigen Gedanken durch unsern Hofhund unterbrochen, der den Mond anbellte, wahrscheinlich, weil er ihn für ein Räthsel hielt.“

Der Ritter, als er diese Worte hörte, biß

sich in die Lippen und blickte mich mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrücke seiner dunkeln böshaftern Augen an. „Sie sind doch nicht eine Prüde?“ sagte er nach einer Pause. Als ich nichts darauf antwortete, nahm er wieder das Wort und rief: „Unsere Unterhaltung nimmt eine sonderbare Wendung, ich kam her, um Ihnen meine Liebe zu erklären, und trotz der schlimmen Auspicien gehe ich auch jetzt noch nicht von diesem Plane ab. Lassen wir die epigrammatische Richtung fahren und gehen wir in die rein sentimentale über. Schöne Zephise, Ihr Vater wird Ihnen schon gesagt haben, welche Absichten ich hege. Mein Rang berechtigt mich, die Hand nach der mächtigsten Prinzessin auszustrecken, und ich weiß nicht, was mich abhalten soll, sie nach Ihnen auszustrecken. Sie sehen, die Macht imponirt mir nicht, ein Umstand jedoch, der im Stande wäre meinen Muth zu lähmen und mich so zaghaft zu machen, wie es

nur irgend einem Ritter unserer galanten Zeit gebührt, wäre die Fülle weiblicher Tugend und Schönheit. Vor diesem glänzenden Gestirn beugt sich meine Stirne, Stolz und Eigensinn verkriechen sich, und ich bin furchtsam wie ein Kind. Diese Tugend und Schönheit ahne ich bei Ihnen, Prinzess, aber ich ahne sie auch nur. Denn, verzeihen Sie meine Kühnheit, es ist Ihnen gelungen, beide auf das traurigste zu entstellen, Ihre Schönheit durch den geschmacklosen Putz einer sechzigjährigen Matrone, Ihre Tugend durch die Larve unnatürlicher Strenge. O werfen Sie diese Hüllen weg! Lassen Sie diese himmlische Stimme in ihrem natürlichen Wohlklänge, dieses Auge in seinem ursprünglichen Feuer, diese Gestalt in der eigenthümlichen Anmuth der Tugend glänzen, und ich beuge dieses stolze Knie im Staube vor Ihnen.“

Er versuchte, während er dieses sagte, mit einem dreisten Griffе meine symmetrisch ver-

schränkten Arme auseinander zu zerren, wahrscheinlich in der ruchlosen Absicht, um sie mit seinen Küssen zu bedecken. Ich sah mich in der Verzweiflung und äußersten Angst meines Herzens um, ob Niemand käme, meine Tugend zu beschützen, ich rief die Fee Preziose um Beistand an, und wahrscheinlich gewährte sie ihn mir auf der Stelle, denn ich fand den Muth, folgende Worte dem Nichtswürdigen zuzurufen: „Fort, Ungeheuer! Keinen andern Namen verdienen Sie, lasterhafter Prinz, fort aus meinen Augen! Zulange schon beleidigt mich Ihre Nähe. Vernehmen Sie, daß ich Alles hasse, was Mann heißt, daß ich eher des schimpflichsten Todes sterben will, als einwilligen, in die leiseste Berührung mit diesen verhaßten Geschöpfen zu kommen.“

Der Ritter brach bei diesen Worten in ein lautes Gelächter aus. Er erhob sich schnell vom Boden, wo er sich niedergelassen hatte, drehte mir den Rücken zu und lachte, daß es durch

den ganzen Baumgang schallte. Plötzlich wurde er ernst ich sah sein Gesicht, daß, ich kann es jetzt wohl gestehen, wirklich sehr schön war, in dunkeln Flammen erglühen, und mit einer Stimme, die nichts mehr von der vorigen Weichheit an sich hatte, sagte er: „Leben Sie wohl, strenge Schöne. Sie wollen mit keinem Manne in Berührung kommen; gebe der Himmel, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehe. Vor meiner Berührung sollen Sie wenigstens gesichert sein.“ Er machte eine sehr tiefe Verbeugung und entfernte sich. Ich sah ihm mit einem mitleidigen Achselzucken nach.

Mein Vater, als er das Resultat dieser Zusammenkunft erfuhr, brach in Verwünschungen gegen mich aus. Er stellte mir die Reichthümer und die Macht des Prinzen Borosamit vor, gestand mir, daß der Prinz um meine Hand angehalten und daß er ihm bereits die Zusage gegeben. „Unglückliches Kind,“ schloß er seine

lange und heftige Rede, „willst du nun, daß ein König Arthus als Lügner erscheine? Was werden die vierzig Ritter meiner runden Tafel dazu sagen? und welchem Unheil setzest du mich und mein Land aus, da du die Rache eines so mächtigen Fürsten, der noch dazu, wie ich aus guter Quelle weiß, mit Zauberern im Bunde steht, auf unser Haupt gelenkt hast!“

Diese Worte bekümmerten mich sehr wenig; ich labte mich am Triumph, den meine Mutter, die Fee Preziose und meine sechzig Prüden mir gewährten. Bei ihren Schmeicheleien und Lobsprüchen konnte ich jedoch, trotz meines Sieges, ein kleines inneres Gefühl von Beschämung nicht unterdrücken. Dieses bestand in der Betrachtung, die ich angestellt, daß der Prinz Borosamit doch sehr schöne Augen habe. Diese Betrachtung behielt ich aber für mich, indem ich ganz richtig schloß, daß eine Prüde dergleichen wohl bemerken, nie aber davon sprechen dürfe.

Die Bewerbungen um mich gingen jetzt ihren Gang fort. Dadurch, daß ich Alle, und zwar mit Hohn und Spott, abwies, gelangte ich bald in den Ruf, von dem ich dir gleich am Anfange meiner Geschichte erzählt habe. Um Einen, der auch zu der Zahl der Heimgeschickten gehörte, thut es mir leid, es war der Ritter Meleager, ein edles Gemüth, der mich mit einer schwärmerischen Flamme liebte, und dessen Demuth und Ergebenheit sehr stark gegen den Hochmuth des Prinzen Borosamit abstach. Allein ich hörte auf die Klagen des Einen eben so wenig, wie ich auf die Drohungen des Andern geachtet hatte. Meinen Vater stürzte ich durch dieses Betragen in zahllose Kriege, die ihm die Hälfte der Anzahl der Helden seiner runden Tafel kosteten, zehn Jahre hindurch tränkte ich den Boden meines Vaterlandes mit Blut, allein welche geringfügige Opfer sind das, wenn es sich um die Ehre einer „vollendeten Prüde“ handelt.

Doch über meinem sorglosen Haupte schwebte der finstere Fittich des Verraths. Eines Tages sah ich meine Mutter im Gefolge der Fee Precidse eilig und unangemeldet in meinem Gemache erscheinen, wo ich eben damit beschäftigt war, einen kleinen Amor, der von der Hand der Stickerin unbesonnener Weise in das Muster des neuen Ueberzuges meines Sophas sich eingestohlen hatte, auszuschnneiden und ihn den Flammen des Kamins zu überantworten. Meine Mutter verhinderte dies, indem sie sich athemlos auf die Polster hinwarf und mir zurief: „Ach, meine Tochter, deine Mühe ist vergebens. Der schadenfrohe Gott hat schon Mittel gefunden, sich an dir zu rächen. Laß dir von der Fee, sie hat eine bessere Lunge wie ich, das Unglück erzählen, das mir, dir, uns Allen droht.“

Verwundert über diese Exclamationen meiner Mutter, die ich mit ihrer Würde sehr wenig vereinbar fand, wandte ich mich zur Fee, die

das Fenster aufgerissen hatte und eben frische Luft schöpfte, indem sie dabei auf eine ziemlich ungezwungene Weise ihr Halstuch lüftete. „Prinzessin,“ rief sie auf meine Fragen, „alle unsere Anstalten sind vergeblich, Sie müssen sich vermählen!“ Ich erschrak und wollte eben auf die gottlose Sprecherin losfahren, als diese mir ins Wort fiel und auf das heftigste schrie: „Hören Sie mich! Mit aller meiner Macht kann ich Sie gegen den berühmten Zauberer Merlin nicht schützen, und dieser ist es, der auf Antrieb des Prinzen Borosamit sich gegen Sie verschworen hat, in keiner andern Absicht, als um Sie zu zwingen, Ihre jungfräuliche Diare niederzulegen. Zudem, Prinzessin, man muß der Vernunft Gehör geben; obgleich ich mir schmeicheln darf, eine Prüde zu sein, wie es deren wenige giebt, so weiß ich doch sehr wohl, daß man manchesmal den Umständen sich fügen muß, um einen Theil der Habe zu retten, wo sonst Alles verloren ginge.“

Das Volk, — vergeben Sie, daß ich davon in Ihrer Gegenwart spreche, — läßt sich nicht ungestraft bis auf einen gewissen Grad der Erbitterung treiben, es hat pflichtschuldigst für unsere kleinen Grillen sein Blut vergossen, aber es bezeigt wenig Lust, sich bis auf den letzten Mann aufreiben zu lassen, bloß damit Sie keinen zu nehmen brauchen. Haben Sie so Viele in den Tod geschickt, so müssen Sie dafür wieder Einige ins Leben fördern, sagt der gemeine Witz dieses Volkes, und wie allem gemeinen Witze, fehlt es auch diesem nicht an seinem Publikum. Ueberdies wünscht das Land einen Erben, und Ihre Majestät die Königin, Ihre Mutter, hat nicht Lust, Thretwegen, Prinzessin, sich um Erbfolge zu bemühen, die noch dazu in den Jahren, worin sich Ihre Majestät befinden, sehr zweifelhaft erscheinen könnte. Diese Gründe zusammengenommen werden Sie überzeugen, daß Sie Ihre glänzenden Pläne aufgeben müssen.

Wählen Sie unter Ihren Freiern Denjenigen, der am meisten danach aussieht, daß man ihm Etwas bieten kann; es giebt solche glückliche Physiognomieen. Machen Sie dann, was Sie wollen; wir zerstören dieses Schloß, verheirathen von den sechzig Prüden, was sich noch verheirathen läßt und zerstören auf diese Weise das Andenken an so viele Gräuel, die das Volk jetzt auf unsere Schultern bürdet.“

Die Fee beendigte ihre Rede, indem sie sich den Schweiß von der Stirne trocknete und erschöpft in den Stuhl zurücksaß. Die Wirkung ihrer Worte war wahrhaft entsetzlich. Einige der strengsten meiner Erzieherinnen hatten hinter der Thüre gelauscht, sie stürzten jetzt hervor, ihr Geschrei zog alle übrigen herbei, und der rasende Haufe unter meiner Anführung warf sich auf die unglückliche Fee, indem er drohte, sie in Stücke zu zerreißen. Allein eine Fee reißt man nicht so leicht in Stücke, diese hier rettete sich,

indem sie sich in eine Maus verwandelte und dadurch ihrerseits wieder den ganzen Troß ihrer Verfolgerinnen in die Flucht schlug; denn diese unbefiegbaren Amazonen waren einer Maus gegenüber die zaghaftesten Geschöpfe von der Welt. Nachdem die Fee sich einige Minuten daran ergötzt hatte, ihrer Rache freien Lauf zu lassen und bald hier in die Falten eines Rocks, bald dort unter die Schleier eines Busentuches eingedrungen war, verließ sie das Schlachtfeld, auf dem alle sechzig Opfer in Krämpfen dalagen und flog als krächzender Rabe zum Fenster hinaus. Meine Mutter und ich leisteten den Verwundeten und Ohnmächtigen den nöthigen Beistand.

Seitdem habe ich die Fee Präziose nicht wieder gesehen. Wahrscheinlich fühlte sie sich zu schwach, mir in dem Kampfe, der mir jetzt drohte, beizustehen und hatte doch zugleich ein zu gutes Herz, um eine Zeugin meiner schmachlichen Niederlage abgeben zu wollen. Ich will mich kurz

fassen. Der Gegenstand ist nicht geeignet sehr weitläufig vorgetragen zu werden, und überdies habe ich mich etwas müde gesprochen. Bedenke, wie lange ich habe schweigen müssen. —

Nachdem ich ruhig fortgefahren hatte weder auf die Bitten meiner Mutter, noch auf die Drohungen meines Vaters und auf die Wünsche des sogenannten Volks zu achten, erhielt ich in einer Nacht, wo ich schlaflos auf meinem Bette lag, einen sehr sonderbaren Besuch. Trotz dessen daß noch das Verbot in seiner vollen Wirksamkeit bestand, nichts Männliches in den Bezirk meines Schlosses und Gartens einzulassen, sah ich jetzt drei Männer in meinem Schlafzimmer und zwar vor meinem Bette stehen. Du kannst dir, Liebe, denken, was ich empfand. Man ließ mir nicht Zeit zu Worte zu kommen; die Klingel, die ich anzog, gab keinen Klang, dagegen tönte desto vernehmlicher der tiefe Bass des Mittelsten der drei, der die beiden Gefährten an der

Hand hielt. Er war in ein schwarzes Gewand gehüllt, ein weißer Bart floß in zwei Silberströmen den breiten Felsen seiner Brust herab, auf seiner hohen gewölbten Stirne lag ein Kranz aus Lindenblüthe, der das ganze Gemach mit einem entzückenden Dufte erfüllte. „Zephise!“ redete er mich an, ohne auch nur einen meiner Titel an diesen Namen zu knüpfen, „unglückliches, verirrtcs Mädchen, ich erscheine, um dich auf den natürlichen Weg deiner Bestimmung zurückzuführen. Wähle einen von diesen Beiden zu deinem Gemahle. Hier ist der Prinz Borosamit, der willig ist, dir die ihm zugesügte Beleidigung zu verzeihen, wenn du ihn durch deine Zusage beglückest. Sieh, welche Triumphe die wahre und edle Liebe über die hartnäckigste aller Leidenschaften, den Stolz, zu feiern im Stande ist! Neigt sich aber dein Herz mehr der Ergebung, der zärtlichen Demuth zu, so wähle hier den guten Ritter Meleager. Einen von Beiden

mußt du wählen oder fürchte die ganze Rache Merlin's!"

Ich fuhr in die Höhe. Unverschämter Gaukler! rief ich. Wagst du es in das Heiligthum eines jungfräulichen Gemachs zu brechen? Hebe dich hinweg. Nimmermehr geschieht, was dein Frevelmuth begehrt. Verhaßt bist du mir, deine ganze Zunft, und ich lache deiner Drohungen. —

Der nichtswürdige Magier blieb, gleichsam erstaunt über meinen Muth, regungslos vor mir stehen; endlich nach einer kleinen Pause hob er seinen Stab gegen mich auf, im Begriffe damit Zeichen in die Luft zu beschreiben, da hielt der Ritter Meleager gewaltsam seinen Arm zurück, indem er zugleich mit rührenden Bitten den Zorn des Mächtigen zu beschwören suchte, doch vergebens. Der fürchterliche Stab zeichnete seine Kreise über meinem Haupte, ein dichter Nebel legte sich auf meine Sinne und ich hörte nur noch wie im Traume die Worte, die

mein Innerstes erschütterten. „Elende Empörrin gegen die ehrwürdigsten Gesetze der Natur, verwandle dich und verkörpere deine überzarte Seele in jenes Kleidungsstück, dessen man in guter Gesellschaft nicht gern erwähnt, und das man deshalb das „Unausprechbare“ nennt. Darin verharre so lange, bis eine mitleidige Seele dich auf die Maulwurfsinseln bringt, wo du deine natürliche Gestalt wiedererhalten wirst.“ —

Der Fluch war ausgesprochen und keine Prinzessin Zephise war mehr im Gemache zu sehen, statt ihrer lag auf dem Sessel neben dem Bette dieses traurige Bild der Entwürdigung, welches sich auch deinen Augen jetzt darstellt und durch Erzählung dieser merkwürdigen Geschichte dein Mitleid in Anspruch nimmt.

Kaum sah der Magier mich verwandelt, als er einem seiner dienstbaren Geister befahl, mich in den ersten besten Kleiderladen zu bringen, wo man mich zum Verkaufe ausstellen sollte.

- Mein Entsetzen überstieg alles Maaß, denn obgleich ich eine Prüde war, so wußte ich doch recht gut, worein ich verwandelt war, und mit einem Blicke übersah ich die Gefahren, denen meine Sittsamkeit entgegenging. Im ersten Anfälle der Verzweiflung wollte ich mir das Leben nehmen, aber auf welche Weise sollte ich das bewerkstelligen? Vergebens versuche ich dir alle die marternden Gefühle zu beschreiben, die mich durchdrangen. Hätte mein grausamer Peiniger mir doch die Besinnung geraubt, doch selbst diese Milde war ihm fremd. Ohne daß ich recht begriff, wie es zuging, fühlte ich doch die Thätigkeit aller meiner Sinne fast um das Doppelte geschärft; ich sah und hörte auf's Bestimmteste, was um mich vorging. Der Magier verließ das Gemach mit seinen beiden Genossen und bald darauf sah ich ein Paar meiner Erzieherinnen eintreten. Ihr Schreck, als sie mein verwandeltes Ich erblickten und ihre Vermuthungen, die sie sich

einander mittheilten, nachdem sie vorher sich überzeugt hatten, daß sie allein waren, demüthigten mich aufs tiefste und ließen mich die Heuchelei dieser Geschöpfe erkennen, denen ich mein volles Vertrauen geschenkt hatte. Eine derselben hob mich auf und bewunderte mein kunstgemäßes Muster, die andere tadelte meinen Schnitt. Ich fühlte mich erleichtert, als ich ihren Händen entrissen und von dem dienstbaren Geiste zu dem Orte meiner Bestimmung getragen wurde.

Ach, mit welchen Gefühlen schied ich von meinem väterlichen Schlosse! Wie sehr bedauerte ich, von den Meinigen nicht einmal Abschied nehmen zu dürfen, aber bei alle dem bereute ich keinen Augenblick was ich gethan. So felsenfest sind die Entschlüsse einer „ächten Prüden“.

Der Geist betrat mit mir die Straßen einer großen Stadt, früh am Morgen als noch Alles schlief. Einer der ersten Läden, die sich in einer kleinen Seitengasse öffneten, war der eines Juden,

der auf Pfänder lieb. Geister haben auch ihre Schwachheiten, der meinige hatte, wie wir durch die Luft reisten, ein hübsches Mädchen auf dem Felde arbeiten sehen, er faßte den Plan, ihr auf dem Rückwege den Hof zu machen, um dieses jedoch mit einigem Erfolge zu thun, beschloß er seine Tasche mit Geld zu füllen. Er lieb daher auf mich einen Thaler, verwandelte sich in einen jungen Bauerburschen und wanderte so zum Thore hinaus, nachdem er mich in den Händen des Juden zurückgelassen. Dieser prüfte mich und erkannte sogleich mit dem eigenthümlichen spitzbübischen Lächeln dieser Eingeweihten, daß ich weit über zwanzig Thaler werth war. Er faßte also seinerseits den Entschluß, mich dem Bauer nicht wieder auszuliefern. Er lief mit mir zu seinem Nachbar, einem reichen Schneider, den er aus dem Bette trommelte und dem Erzürnten das kostbare Stück vor Augen hielt. Der ehrliche Mann besann sich nicht lange, als er mit einem Paare Kunst-

fertiger kritischer Finger den Stoff, aus dem ich bestand, so wie mein Muster geprüft hatte, dem Juden vierzig Thaler auszuzahlen. Wahrscheinlich glaubte er mich um achtzig Thaler wieder loszuschlagen, denn obgleich ich noch sehr Neuling im Umgange mit dieser Klasse von ehrlichen Spitzbuben war, so sah ich doch dem Schneider an, daß er um kein Haar besser als der Jude war.

Wenn mein Glend noch einer Steigerung fähig gewesen wäre, so hätte diese hier eintreten müssen, wo ich mich in den Händen solcher Leute sah, rettungslos ihren geldgierigen und abenteuerlichen Plänen hingegeben. Obgleich Alles um mich her Glanz und Reichthum scheinbar athmete, so verbarg sich dennoch hinter dieser Maske die trostloseste Gemeinheit. Ich hing hier neben Wamsfern, die mit der zartesten Jugend prahlten, obgleich sie schon sechsmal gewendet waren, neben Mänteln, deren sadendünne Sämmlichkeit sich den

Anschein von dem feinsten genuesischen Sammet gab, neben Westen, die auf die widerrechtlichste Weise in den Adelsstand der Seide erhoben waren, da ihre Ahnen doch zu den gemeinsten Familien der Zwillich- und Drillichstücke gehörten. Ja ich sah sogar Halstücher, die man mit etwas Stärke aufgesteift hatte, sich mit allen Vorrechten und Lächerlichkeiten der hohen Aristokratie blähen.

Du wunderst dich vielleicht, daß ich über diese geringfügigen Dinge Betrachtungen anstelle, aber mein Unglück ließ mir keine Wahl; ich mußte, selber unter diesen Geschöpfen des Bügeleisens und der Nadel hängend, sie als meine Genossen ansehen. Aber ich will dich auch nicht weiter mit ihrem Schicksale behelligen, auch mein eigenes will ich in wenig Worte fassen. Mein Schneider erreichte seine Absicht nicht: die achtzig Thaler blieben aus. Damals kamen gerade die weiten bauschigten spanischen Hosen in die Mode, die Karl der Kahle zuerst aus Spanien gebracht ha-

ben soll, angeblich um den übeln Bau seiner Beine zu verstecken. An dem Tage, wo diese Revolution am Hofe ausbrach, rührte meinen Schneider der Schlag, denn er hatte wenige Wochen vorher sein ganzes Magazin mit Beinkleidern nach dem alten Schnitte angefüllt. Seder mann lächelte jetzt über mein unmodisches Muster, ich wurde zum Gespötte der Elegants, die am Laden vorbeigehend mich hängen sahen, und die Wittwe, die sich für ruinirt hielt, dankte dem Himmel, als es ihr gelang, mich mit einer Anzahl meiner Genossen an einen Schneider in einer kleinen Provinzialstadt zu verhandeln. So entging ich glücklich den Gefahren der Residenz.

Der Meister, dem ich jetzt gehörte, bestimmte mich zu seinem Bräutigamsstaate, allein ehe er dessen bedurfte, entlief ihm seine Braut und nahm mich zugleich mit. Sie verkaufte ihren Diebstahl. Aus ihren Händen kam ich in die des Trödlers, wo du mich gefunden hast, jene Treu-

lose aber machte sich mit dem Gelde davon, und vergaß dabei nicht ihren Buhlen mitzunehmen.

In dem Laden des Trödlers hing ich lange Zeit, ohne daß jemals Nachfrage nach mir geschah. Der Krämer gab schon das Geld verloren, das er für mich ausgezahlt, und ich triumphirte heimlich, indem ich mich tröstete, daß der schwerste Fluch des Magiers nicht in Erfüllung gehen, und ich nie zum Gebrauche gelangen werde; da erschienst du, gutes, argloses Kind, und kauftest mich. Sonderbarer Zufall! Gerade du, ein Mädchen! Auf diese Wendung meines Geschicks hatte ich wahrlich nicht gerechnet. Aber es beweiset, daß mich mein guter Stern doch nicht ganz verlassen hat. Habe Dank, liebe Kleine. Du siehst, meine Geschichte ist zu Ende. Was sagst du zu dem Allen? —

Das Stillschweigen, das auf diese Frage eintrat, weckte Magelonen aus ihren Träumereien, denen sie sich unbekümmert um die Schicksale

der Prinzessin Zephise überlassen hatte. Und war diese Achtlosigkeit so sehr strafbar? Das unbestrafte zärtliche Mädchen begriff von den erhabenen Gesinnungen einer Prüde sehr wenig; es war ihr auch nicht im Traume eingefallen, jemals die Strenge zu spielen und ihre Gesinnungen sowohl wie ihre Grundsätze, wenn sie sich solcher bewußt war, bildeten daher einen so vollständigen Contrast gegen die, die man ihr eben mitgetheilt hatte, daß an keine Stützpunkte des gegenseitigen Interesses zu denken war. Je erhabener und mysteriöser der Schwung wurde, den die Gedanken der Prinzessin nahmen, desto angelegentlicher und zärtlicher schlossen sich die der kleinen Zuhörerin an den entfernten Gegenstand ihrer Liebe an. Sie war daher auch nicht wenig bestürzt, als sie die Stille wahr nahm und daraus schloß, daß jetzt wahrscheinlich an sie die Reihe gekommen sei, zu sprechen. Ihre Befangenheit und Zerstreuung entging den Rosen und Vergißmeinnicht keineswegs.

„Zwinge dich nicht zu antworten,“ tönte die Stimme mit einem etwas strengem Ausdrucke. „Ich sehe, du hast andere Dinge im Kopfe. Berichte mich nur auf diese eine Frage so gewissenhaft und genau, als es in deiner Macht steht: Wo liegen die Maulwurfsinseln? —“

„Wahrhaftig, das weiß ich nicht.“

„Hast du nie von ihnen sprechen gehört?“

„Niemals.“

Eine neue, noch längere Pause trat ein; dann erscholl die Frage: „Und was gedenkst du mit mir jetzt zu thun?“

„Wenn Ihr erlaubt, gnädigste Dame,“ erwiderte Magelone mit einem bescheidenen Tone, „so trage ich euch wieder zu dem Trödler zurück.“

„Behüte der Himmel! mein Mädchen, ich finde es weit geeigneter, daß du mich mitnimmst auf deine Wanderung. Vielleicht erfahren wir unterwegs, wo die Maulwurfsinseln liegen. Packe mich in das bunte Tuch, das dir zum Halstuche gedient

hat und jetzt unnütz ist. Ich werde ein sehr leichtes Bündelchen ausmachen und dich so wenig wie möglich belästigen."

"Recht schön, aber womit soll ich mich unterdessen kleiden?"

"Thu deine Augen auf!" sagten die Rosen und Bergißmeinnicht in einem scheltenden Tone. "Dort erblickst du ein Paar ganz artige Unausprechbare, die dir der Trödler aus Dankbarkeit, daß du mich ihm abgekauft hast, mit in den Kauf gegeben hat."

"Ah!" rief Magelone freudig, "dann ist uns Beiden ja geholfen!"

Sie machte ihre Toilette, packte die gute Prinzessin in das bunte Tuch, befestigte es an ihrem Gürtel und verließ wohlgemuth die Stube.

Neuntes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Das Abenteuer im Gebirge. — Die Fahrt durch die Luft. — Fortunat als Einsiedler. — Fernere Schicksale der Prinzessin Zephise. — Schiffbruch. — Ankunft auf den Maulwurfsinseln. —

Aus dem Dorfe hinaus, lustig ein Lied vor sich her trällernd, wanderte der zierlichste junge Bursche, der je den Staub der Landstraße berührte. Auf dem blonden Lockenkopfe saß ein spitzes Hütchen mit einer schwanfenden rothen Feder und versenkte die Hälfte des aus Rosen und Lilien gebildeten Gesichtes in Schatten, aus denen heraus wie ein tiefer heimlicher Quell die dunkeln Augen hervorblickten. Die straff zusam-

mengezogene Taille bewahrte an ihrem Gürtel das kleine wohlbekannte Bündel und eine hellpolirte Waffe, die bei jedem Tritte an die vollen Hüften des kleinen Wanderers schlug. In der mit Handschuhen gezierten Hand bewegte sich ein für diesen vollen runden Arm fast zu schwerfälligem Stab. Kleine Stiefeln, bis auf die halbe Wade hinaufreichend, zeichneten das hübsche Bein auf die vortheilhafteste Weise.

Die näheren Angaben, die der Hofnarr der Gräfin Kalypso seinem guten Rathe noch zuzufügen für nöthig fand, und die wir damals, um seine Reden nicht übermäßig anschwellen zu lassen, nicht mit angeführt haben, bezogen sich auf den Wohnort der drei Paladine, die unsere Schönen entführt hatten. Es wird nöthig sein, von diesen selbst einige Worte beizubringen, ehe wir sie zu Gesichte bekommen, denn die rüstig fortschreitende Magelone betritt schon den Paß des einsamen Gebirges, wo die Schlösser der drei Hofdamen liegen.

Wir haben erzählt, auf welche unritterliche Weise der dicke Gaston, der derbe Lanzelot und der rohe Stallknecht Haribert sich in Besitz der drei Zaubergaben setzten. Sie langten damit bei Hofe an und erhielten den Preis, der ihrer Tapferkeit würdig war, die Hand ihrer Damen. Die gelehrte Thibbe, nach dem unglücklichen Ausgange des Abenteuers mit dem heiligen Georg und seinem Drachen, fand es für sicherer, die Anzahl ihrer poetischen Zusammenkünfte etwas zu verringern und die Jahre, wo die Freiheit anfängt lästig zu werden, nicht abzuwarten. Sie sicherte darum ihren Besitz förmlich Demjenigen zu, der ihr den magischen Hut überbringen würde. Dieser Wink galt dem ehrlichen Gaston als Befehl; er, der schon in der Kutte des frommen Kreuzpredigers ihre Gunst erworben, wollte nun auch im Glanze eines Paladins der romantischen Zeit vor ihr erscheinen. Corella und Corisande hatten es auf gleiche Weise mit ihren Rittern gemacht,

und alle drei Damen, als sie ihren Zweck erreicht sahen, verschwanden an einem schönen Morgen vom Hofe. Sie hatten ihre guten Gründe dazu. Die Prinzessin, begierig nach dem Besitze der drei Gaben, wäre eine zu gefährliche Nebenbuhlerin gewesen, und das Beste war daher ihr aus dem Wege zu gehen. Man dachte nicht daran, die Flüchtlinge zu verfolgen, denn das Unglück, das bald darauf die schöne Kalypso traf, und das den ganzen Hof in Trauer und Bestürzung versenkte, machte, daß weit wichtigere Gegenstände außer Acht gelassen wurden, als drei Damen es waren, von denen die Eine schlecht tanzte, die Andere schlechte Verse machte und die Dritte anfing sehr schlecht auszusehen. In der That war der Wunsch der edlen Corisande, die Flasche der Jugend zu erbeuten, ein sehr verzeihlicher, denn ihr Spiegel, den sie zu Rathe zog, gab ihr jeden Morgen einen Gedankenstrich mehr zu beachten, den die unerbittliche Zeit auf ein

Antlitz zeichnete, daß sich schmeicheln durfte, vor vierzig Jahren schön gewesen zu sein. Wir werden gleich sehen, welchen Gebrauch sie von der Flasche gemacht, die sie jetzt für ihr Eigenthum ansah.

Die Sonne senkte sich und färbte die Zacken des Gebirges mit Purpur, die Abendwinde scherzten im Laube der jungen Oliven und Myrten, und die wilde Partie einer einsamen Höhe weiter oben schmückte sich auf wenige Augenblicke mit allen Reizen einer freundlichen Gegend. So einschmeichelnd sind die warmen und weichen Lichter des sinkenden Tages. Sie verjüngen eine traurige und erstorbene Einöde, wie eine heilige reine Liebe noch ein spätes freudeloses Greisenalter verklärt. Magelone erkletterte mit einiger Anstrengung den steilen Fußpfad, und es war ihr willkommen, eine Hütte zu finden, die sich an eine der Felswände anklammerte, gleichsam wie besorgt, nicht hinunterzustürzen. Man

ist so gewohnt in solchen Hütten fromme Klausner zu finden, und wir wollen dieser Gewohnheit nicht widersprechen. Auch in dieser befand sich ein solches Geschöpf, das so unentbehrlich ist, wenn die Geschichte ihrer Entwicklung zueilt. Denn wer übernimmt von all den mehr oder minder bewegten und flüchtigen Gestalten eines Romans so willig die nöthigen Erklärungen und Auseinandersetzungen, als diese alten frommen Leute, die Alles sehen, Alles hören, überall hinzuhorchen und dabei so gern sprechen? Wie viel kann der Autor diesen geduldigen Wesen aufbürden! Sie dürfen indiscret sein, man verzeiht ihnen wegen ihrer langen frommen Kutte, sie sind langweilig, man nimmt es ihnen nicht übel, weil sich kein Mittelalter und keine historischen Romane ohne diese „guten bärtigen Leute“ denken läßt, sie sind zänkisch — das einsame Leben hat sie dazu gemacht; sie sind verstockte Sünder — um so anziehender! Kurz, ein Klaus-

ner, in einer „einsamen Waldhütte“ oder auf der „Spitze des Gebirges“ wohnend, darf sich Alles erlauben. Er nimmt gleich bei seinem Erscheinen von dem Interesse des Lesers Besitz, wie man in die Rechte eines unbestreitbaren Erbtheils eintritt. Er zeigt nur seinen langen weißen Bart, seine eingefallenen Wangen, er läßt nur das Glöckchen seiner Waldklaufe ertönen, so laufen ihm sogleich der Autor und der Leser zu, der Held, die Heldin werden rücksichtslos verlassen und mögen sehen, wie sie fortkommen.

Unser Klausner, der sich den Blicken Magelonens jetzt darstellte, war einer von der milden Art, fromm ohne Ueberspannung, ein alter Schwächer, ohne dabei ein langweiliger zu sein. Vielleicht wäre er das Letztere geworden, hätte er weniger merkwürdige und sonderbare Dinge zu melden gehabt. Unsere kleine Heldin setzte ihn mit seinen Nachrichten nicht eher in Contribution, bis sie leidlich zu Abend gespeist, sehr

gut geschlafen und wiederum nicht ganz übel gefrühstückt hatte. Sie war verliebt, aber das that ihrem Schläse keinen Abbruch, sie war neugierig, aber das verhinderte nicht, daß ihr Appetit so gesund war und so heftig auf Befriedigung drang, als dieses bei einer Fußwanderung durchs Gebirge nur immer der Fall zu sein pflegt. Bei dem letzten gedörrten Fische, den sie verzehrte und der Neige des sauren Weines, der ihre rosigten frischen Lippen nezte, unterbrach sie ihren Wirth in einem kleinen zerstreuten Morgengebete mit der Frage, was die Schmerztöne zu bedeuten hätten, die von Zeit zu Zeit durch die Stille und Einsamkeit tönnten, und wie es schien, in der Nähe der Hütte ihren Sitz hatten.

„Ach, mein junger Ritter,“ entgegnete der Greis. „Wenn ich euch die Ursache jener Sammertöne sagen wollte, so würdet ihr finden, daß das eine Geschichte sehr sonderbarer Art ist.“

„Erzählt, ich höre vor mein Leben gern sonderbare Geschichten.“

„Nun gut, so sollt ihr auch die meinige hören. Rückt näher mit eurer Bank. Es ist noch nicht ganz ein Mondeswechsel darüber hingegangen, als ich eines Morgens durch dieselben schreienden Laute geweckt wurde, die ihr eben gehört habt. Gewohnt, daß Unglückliche, die sich im Gebirge verirrt, meine Hülfe in Anspruch nehmen, verließ ich augenblicklich meine Hütte und trat auf die wenigen Schritte von hier entfernte Felsenplatte, von wo aus ich einen freien Blick in die Gegend habe. Denkt euch meine Verwunderung, als ich, dort angelangt, einen Ritter, der ein neugeborenes Kind, wie es schien, im Arme hatte, auf einer scharfen Felsenkante dicht über dem Abgrunde sitzen sah. Er blickte, als er meine Tritte hörte, sich rasch um, und in sein Antlitz war in so deutlichen Schriftzügen Schmerz und Verzweiflung geschrieben, daß ich keinen Augenblick

zweifeln konnte, den Urheber der durchdringenden Schmerzenslaute vor mir zu sehen. Ich gab ihm einige Zeichen des Mitleids und der Theilnahme, aber sein wilder Blick blieb unausgesetzt und wie drohend auf mich gerichtet. Als ich einen Versuch machte, mich ihm zu nahen, rief er mir mit zorniger Stimme zu: „Bleibt! oder ich stürze mich vor euren Augen in den Abgrund!“

„Diese Worte lähmten jede meiner Bewegungen. Ich konnte sonach nichts weiter thun, als die sonderbare Gruppe näher ins Auge fassen. Meinen Forschungen entging es nicht, daß das Betragen des Ritters etwas an Wahnsinn Grenzendes hatte. Er drückte das Kind in seinen Armen mit der wildesten Zärtlichkeit an sein Herz, er hob es in die Höhe und nahm die Miene an, als wollte er sich mit demselben in den Abgrund schleudern, dann sprach er wieder in langen zusammenhängenden Reden mit dem

unmündigen Geschöpfe und brach, wenn er keine Antwort erhielt, in jene lauten und anhaltenden Schmerzensrufe aus. Ich war noch beschäftigt mit der Betrachtung dieses auffallenden Schauspiels, als über dem Manne mit dem Kinde ein zweiter Ritter erschien, der sich eben so ungeberdig wie der erste anstellte, ohne daß ich, wie beim ersten, den Grund seiner Verzweiflung errathen konnte. Nur schien sein Wahnsinn wo möglich von noch sonderbarerer Art; er griff unablässig mit beiden Armen in die Luft, machte von Zeit zu Zeit ausschweifende Sprünge, wobei es nicht fehlen konnte, daß er auf dem unebenen Boden öfters ausglitt und fiel, noch öfterer dem Abgrunde so nahe kam, daß ich nicht begreife, wie er nicht schon längst bei dem Spiele, das er alle Tage so fortsetzt, zerschmettert im Thalgrunde liegt. Als ich beide Gestalten so betrachtete, glaubte ich anfangs, der Himmel vergebte mir die Sünde! ein nahegelegenes Tollhaus

hätte sich aufgethan und hätte mir seine Insaſſen zugeſchickt, ſpäter bedachte ich jedoch, daß beſondere Unglücksfälle den Menſchen, den ſie betreffen, oft der äußern Welt ganz vergeſſen machen, und daß wir ihn dann nicht nach den Geſetzen unſeres kurzſichtigen Verſtandes beurtheilen dürfen. So richtig dieſer Satz, auf den ich mir etwas zu gute thue, auch ſein mag, ſo ging ich dennoch gleich zu meiner frühern Anſicht zurück, als ich plötzlich die ſeltſame Geſellſchaft noch um zwei ihrer völlig würdige Mitglieder vermehrt ſah, die langſam aus einer Thalſchlucht heraufkamen und ſich ſchweigend neben einander unter einen Baum ſetzten. Der dritte Ritter hatte nichts Beſonderes an ſich, man mußte denn einen langen rothen Bart dahin rechnen, der ihm auf die Schultern herabhing, aber die Dame erſetzte an Sonderbarkeit, was ihrem Begleiter abging. Sie war blind, die Augen waren geſchloſſen, dennoch aber ſteckte

eine große Brille auf ihrer Nase, die, ich gestehe es, wenn ich nicht in dieser Einsamkeit mir das Lachen völlig abgewöhnt hätte, mich dazu gebracht hätte, ihr gerade ins Gesicht zu lachen; denn giebt es wohl etwas Ungereimteres, als einen Stockblinden mit einer Brille vor den Augen?" —

„Mein Himmel! eine Brille!“ rief Magelone. „Wenn es nur nicht die ist, nach deren Besitze ich ausgesendet worden bin. Aber hört doch, welch ein Lärm draußen laut wird.“

„Wahrhaftig!“ entgegnete der Klausner unmuthig. „Sie kommen.“

„Wer kommt?“

„Die vier Tollhäusler, von denen wir uns eben unterhalten haben. Es ist ihre Gewohnheit, fast alle Morgen in meiner Hütte einzufehren. Du mußt wissen, daß wir nach und nach ziemlich bekannt mit einander geworden sind. Verstecke dich hinter jenen großen Stein, der den

Eingang zu einer Höhle versperrt, und du kannst ohne Zwang ihre Reden anhören.“

Magelone, deren Neugierde auf's Höchste gestiegen war, ließ sich diesen Rath nicht zweimal ertheilen. Sie schlüpfte eben in ihren Bersteck, als die niedrige Thür der Hütte aufgerissen ward und eine breitschulterige Gestalt gebückt hereintrat, mit einem Kinde auf dem Arme, ihr folgten zwei andere Männer, und zuletzt trat die Dame ein, die der Einsiedler so umständlich beschrieben hatte. Die seltsame Gesellschaft nahm von ihrem Wirthte wenig Notiz. Der Eine wiegte sein Kind, der Zweite drückte sich an den Wänden der Hütte hin, indem er unaufhörlich wie nach einem Schatten griff, der Dritte setzte sich mit seiner blinden Schönen auf die Bank an der Thür. Sehr bald erhob sich eine Art von Unterhaltung. Jeder der drei Ritter behauptete der Unglücklichste zu sein. Diesen Wettstreit unterbrach die derbe Stimme des Kinderwärters, der

dem Klausner zurief: „Habt ihr eure Ziege in Bereitschaft, frommer Vater? meine Gemahlin bedarf einer Erquickung. Der Weg hat sie müde gemacht und ich sehe es ihren kleinen zusammengekniffenen Augen an, daß sie nahe daran ist, in ein lautes Weinen auszubrechen.“

Dort ist eine Schaale mit Milch, entgegnete der Klausner.

Der Ritter machte sich mit einiger Schwierigkeit ans Werk, seinen Schützling zu erquickern, während dessen brach er in die rührendsten Klagen aus. „Arme Corisande!“ rief er. „Wer hätte ahnen können, daß wir uns auf eine so kindlich gemüthliche Weise mit einander beschäftigen würden. Wahrlich das ist die seltsamste Lage, in die jemals zwei Liebende gerathen sind! Die abscheuliche Flasche! Hättest du sie nie erblickt! Aber welche Unvorsichtigkeit! Wer hieß dir sie auf einen Zug leeren? Ach, meine Theure, du

wolltest es zu gut machen und verdarbst Alles. Wahrlich, nie werde ich den schrecklichen Augenblick vergessen, da am Morgen unsers Hochzeitstages ich dich aufzusuchen kam und statt deiner in die Ecke des Sophas gedrückt, einen lallenden Säugling fand. Als ich mich endlich überzeugte, daß du es warst! — Verwünschte Flasche, zu deinen Füßen lag sie und kein Tropfen war mehr darin. Theure Corisande! Ach du hörst mich nicht! Du verstehst mich nicht! Glücklicher Moment, wo du das erste Wort stammeln wirst! Hoffentlich wird das mein Name sein. Du hast dann noch einen beschwerlichen Weg zu machen: du mußt lesen lernen. Dann kommen die Anfangsgründe der Wissenschaften, endlich wird man dich lehren zu lieben — und ach, wo werde ich dann sein? Es ist durchaus unmöglich, daß unsere Jahre jemals zusammenpassen! Die verwünschte Flasche hat Alles verdorben! Welch ein Appetit, meine Gute! die

zweite Schaafe ist schon leer. — O nicht dies dumme Lächeln! Ist es je erhört, daß ein Hof-
fräulein so weit herunterkommen oder vielmehr
so weit heraufkommen kann? — Mein Unglück
ist grenzenlos.“

„Deine Klagen sind übertrieben!“ nahm der
zweite Ritter das Wort. „Es ist wahr, die schöne
Corisande, statt durch ein paar Tropfen sich in
die gehörige Jugend hinaufzurücken, hat sich
durch ein Uebermaß von Jugend gleichsam zu
Grunde gerichtet; allein du hast sie doch noch
vor Augen. Deine Zärtlichkeit kann in gleichem
Grade fortwirken, sie wechselt nur den Namen,
von den Gefühlen eines Geliebten gehst du zu
denen eines Vaters über, aber was bleibt mir?
Verdammt bin ich, die wesenlose Luft zu lieben.
Mein Auge sucht vergebens den süßen und be-
lohnenden Blick der Liebe. Der abscheuliche
Hut! Keine Gewalt bringt ihn ihr wieder vom
Kopfe. Thisbe, geliebte Thisbe, bist du hier?

Hörst du die Klagen deines Freundes? Wie, oder irrst du vielleicht schon wieder draußen herum und benutzest deine Unsichtbarkeit, um mir Streiche zu spielen, ähnlich jenem Abenteuer mit dem Drachen, daß ich dir nie vergeben werde."

Der Sprechende empfing bei diesen Worten von unsichtbarer Hand einen heftigen Schlag ins Gesicht, und eine Stimme, die der Dichterin angehörte, rief im schneidenden Discant: „Nichtswürdiger, ist dieser elende Argwohn der Lohn für die Opfer, die ich dir gebracht? Beweiseſt du auf diese Weise deine Dankbarkeit für das Glück, die geistreichſte Frau deiner Zeit die deinige zu nennen? Rohes Gefelle, dein starres, dummes Auge, deine Corpulenz und die Trägheit deiner Ideen machen ein rechtes Gegenbild zu meiner flüchtigen unsichtbaren Natur. Ganz wie es Dichterrinnen geziemt, mach ich mich nur durch meinen Geist bemerkbar." —

„Und durch deine Backenschläge,“ brummte der Gescholtene leise.

„Ihr seid Alle nicht recht klug!“ nahm der dritte Unglückliche das Wort. „Euer Mißgeschick ist gegen meines ein Kinderspiel.“

„Ja wohl, ein Kinderspiel!“ seufzte der Erste, indem er die Schaale mit Milch für seinen Säugling zum dritten Male füllte.

„Seht, wie die Zauberer mir mitgespielt haben! Meine edle Corella ist etwas eifersüchtig; sie wollte gern in meiner Abwesenheit mich auf jedem Tritte und Schritte belauschen und brachte deshalb die magische Brille gar nicht mehr von den Augen. Was geschah? Eines Tages finde ich sie so mit der Brille auf der Nase und mit für immer geschlossenen Augen auf ihrem Sopha sitzen. Das arme Kind! Durch keine Gewalt war die Brille fortzuschaffen und ebenso wenig konnten die Augen wieder geöffnet werden. In

der That, das ist das größte Unglück, das einem armen Sterblichen begegnen kann.“

„Ich kenne noch ein weit größeres,“ fiel ihm die Erblindete in die Rede, „das besteht in dem Argwohne, daß du mir untreu werden könntest, während mein Auge die Nacht umfassen hält.“

„Welche Thorheit, meine Liebe!“ entgegnete der Ritter. „Bin ich nicht immer an deiner Seite? Läßt du mich wohl auch nur auf einen Augenblick frei?“

Thät ich das,“ rief die Dame, „du wärst im Stande, deine Freiheit auf die frevelhafteste Weise zu mißbrauchen. D hätten wir doch nie diese verrätherischen Zaubergaben zu Gesicht bekommen. Die Stimme Thisbe's gefellte sich diesem Ausrufe bei.“

„Und wer zwang uns, sie mit Gefahr unseres Lebens zu erbeuten?“ riefen die Ritter zornig. „Eure Habgier, eure Eitelkeit, eure Thorheit ist an dem trostlosen Erfolge Schuld. Indem ihr

euch selbst auf die wirksamste Weise bestrafet, brachtet ihr uns auch ins Unglück.“

Ueber diese Worte entstand eine leidenschaftliche Scene. Die beleidigten Schönen fielen über ihre Beleidiger her, wobei die Erblindete stark im Nachtheil, die Unsichtbare aber sehr im Vortheil war. Dadurch, daß der Liebhaber der dreimonatlichen Corisande den Vermittler spielen wollte, zog er sich den Knäuel der Streitenden auf den Hals, welche die geringe Freiheit seiner Arme benutzten, um das breite und geduldige Feld seines Rückens auf die rastloseste Weise zu bearbeiten. Der fromme Klausner, der im Berufe seines Amtes Frieden stiften wollte, ward niedergeworfen und endigte seine diplomatische Rolle hinter dem großen Steine, der anfangs Magelonen zum Verstecke gedient, den sie jedoch beim Ausbruche der Feindseligkeiten verlassen und mit einem Plaze vor der Hüttenthür vertauscht hatte. Hier fühlte sie sich sicher und in freier

Luft. Das Geschrei und der verworrene Lärm der Kämpfenden drang nur schwach zu ihrem Ohre.

Die seltsame Scene, die sie eben angeschaut, und die Gespräche, die noch in ihrem Innern widertönten, ließen sie nicht zweifeln, daß sie die drei Ritter Gaston, Haribert und Lanzelot, von denen der Narr gesprochen, glücklich gefunden habe. Aber Welch einen Vortheil konnte bei so bewandten Umständen diese Entdeckung ihr bringen? Die drei magischen Geschenke der Fee waren, wie es schien, auf immer für sie verloren, und besonders durfte sie nicht hoffen, die Zauberbrille, an deren Besitz ihr am meisten gelegen war und durch deren Hülfe sie den Aufenthaltsort Fortunats erspähen sollte, von der Nase Thisbe's, auf der das gefeite Glas einmal für allemal seinen Sitz genommen zu haben schien, abzulösen. Der Unmuth, der sie bei diesen Betrachtungen befiel, war so heftig, daß sie sich

ins Gras warf und in Thränen ausbrach. Ihre ganze Reise schien ihr jetzt zwecklos, das Ziel ihrer Vereinigung mit dem Gegenstande ihrer glühendsten Wünsche in eine ungewisse Ferne hinausgeschoben. Sie zürnte dem Schicksale und wünschte, daß es sie nie aus dem stillen Bezirke von Tomogistons Felsenschlosse gerissen haben möchte.

Während sie sich diesen schmerzlichen Einflüsterungen ihres Grames überließ, konnte sie zu gleicher Zeit nicht umhin zu lächeln, wenn sie an die seltsamen Wirkungen dachte, denen sich die drei Damen durch einen unrechtlichen oder übertriebenen Gebrauch ihrer Talismane unterworfen hatten. Das Bild der Eifersucht mit geschlossenen Augen und einer mächtigen Brille auf der Nase, die Ehe mit der unsichtbaren Frau, die ihr Dasein nur durch Backenschläge bewies, und endlich die bis zum Säuglinge verjüngte alte Kokette wirkten auf den gesunden Sinn der kleinen Magelone so eigenthümlich, daß sie

in ein lautes Lachen ausbrach, obgleich ihr die Thränen noch über die Wangen liefen.

Sie wollte sich eben darüber heftig tadeln, als das Gespräch zweier Stimmen in der Luft ihre Aufmerksamkeit auf diesen neuen seltsamen Umstand richtete. Sie blickte hinauf, aber ein heftiger und blendender Glanz zwang sie gleich wieder niederzublicken. Unterdessen verlor sie Nichts von der Unterredung, die, wie es schien, in nicht geringer Höhe über ihrem Haupte geführt wurde. Eine weibliche Stimme mit einem sanften und einschmeichelnden Tone:

„Warum, geliebter Tuberoſe, laſſen Sie mich nicht auf die Erde herab? Glauben Sie im Ernſte, daß Gefahr zu beſorgen iſt, und daß ich Mär: rin genug ſein werde, mich in das blutjunge Büſchchen unten im Graſe zu verlieben? Ich ſage Ihnen, der Grund, warum ich niederſteigen will, iſt einzig der, mich von der langen Reiſe durch die Luft etwas zu erholen. Ihr Wagen,

so sanft er geht, erregt mir doch das Gefühl eines auf weiter Meeresfläche schwankenden Bootes, und ich spüre einen wiederholten Anfall von Schwindel.“

„Nein, nein!“ entgegnete eine männliche, aber ebenfalls zarte Stimme. „Sie sagen mir keineswegs die Wahrheit. Der junge Mensch unten interessiert Sie. Sie wollen sehen, welchen Eindruck Sie auf ihn machen, wenn Sie plötzlich vor ihm stehen.“

„Mein Himmel! böshafter Genius! Können Sie meiner so spotten? In diesem Zustande, in dem ich mich befinde, kann es mir wahrlich nicht daran gelegen sein, zu beobachten, welchen Eindruck ich hervorbringe. Zudem habe ich Ihnen gesagt, daß ich alle Passionen abgeschworen habe.“

„Sie, und die Passionen abschwören!“ tönte die männliche Stimme, begleitet von einem böshafter Lachen.

„Sie sind sehr grausam.“

„Danken Sie dem Himmel, daß ich es nicht bin, denn wäre ich's, glauben Sie mir, schöne Kalypto, der Umstand mit dem jungen Manne, der unter den Trümmern ihres Sopha's hervorkam, in jener kritischen Stunde, wo uns mein Vater und die Fee überraschten, könnte mich dazu stimmen, eine grausame Rache an Ihnen zu nehmen, wenn ich überhaupt unedler Leidenschaftlich fähig wäre.“

„Ich bin auch bitter genug für eine vorübergehende Laune des Augenblicks bestraft,“ sagte die weibliche Stimme. „Glauben Sie im Ernste, daß ich für jenen Verräther fühlte?“ —

„Die Zeit ist vorüber,“ entgegnete die andere Stimme barsch, „wo ein Zweifel der Art mich beunruhigen konnte. Sie wissen, ich bin mit der Fee Sonquille ausgesöhnt. Man giebt mir Hoffnung, daß ihre Krankheit nicht unheilbar ist,

und ich fühle, daß ich immer eine lebhaftere Neigung zu ihr empfunden habe.“

„Sehr aufrichtig! Ich bitte Sie, halten Sie in Ihren Confessionen inne. Es ist sehr ungalant, mir dergleichen Dinge ins Gesicht zu sagen. Aber warum verzögern wir überhaupt unsre Reise? Was sehen Sie so aufmerksam hinunter?“ —

„Sonderbar! Betrachten Sie die Toilette, die der junge Mensch gemacht hat. Was würden Sie dazu sagen, wenn ich eben die Entdeckung gemacht, daß es ein Frauenzimmer ist.“

„Welch ein alberner Scherz!“

Magelone zog schnell ihr Wams näher zusammen, der durch die ungezwungene Lage im Grase sich vorn auf der Brust von einander gegeben hatte.

„Ja, ja!“ rief die männliche Stimme. „Es ist ein Mädchen.“

„Und was kummert das Sie?“ tönte die Frage dagegen. „Ich glaubte, Sie dächten so ernstlich und mit so viel Leidenschaft an die Fee

Tonquille, daß Sie sich um alle Mädchen in der Welt nicht bekümmerten.“

„Sie spotten. Lassen Sie uns niedersteigen. Ich bin doch neugierig zu erfahren, was dies sonderbare Geschöpf unten im Grase macht.“ —

„Nein, nein. Setzen wir unsre Reise fort. Ich habe kein größeres Verlangen, als bald das Gestade der Maulwurfsinseln zu erreichen, um endlich mich von dem verhaßten Anhängsel befreit zu sehen, der schon so lange mich alle Gesellschaft der Menschen fliehen heißt.“

„O ich verstehe! Als Sie meinten, meine Schöne, es sei ein junger Mann, der unten wie ein Endymion träumend daliegt, waren Sie es, die durchaus niedersteigen wollte, jetzt da es sich anders ausweist, treiben Sie zur Fortsetzung unserer Reise; allein Sie sollen sehen, daß ich nicht die leiseste Spur mehr früherer Nachgiebigkeit für Ihre tyrannischen Launen in mir fühle. Ich will jetzt niedersteigen, und ich steige nieder.“

Magelone erschrak aufs heftigste, als sie bei diesen Worten einen jungen Mann und eine elegante Dame in Schleier gehüllt neben sich stehen sah, ohne daß sie im Geringsten begreifen konnte, wo sie hergekommen. Nur sagte ihr eine innere Stimme, daß es dieselben sein müßten, die sie eben mit einander sprechen gehört hatte, ohne sie zu sehen. Die helle blendende Wolke über ihrem Haupte war verschwunden. Die Dame blieb einige Schritte zurück, während der junge Herr mit den Manieren eines dreisten Stuzers auf sie zukam.

„Ach liebes Kind!“ rief er, „gut, daß ich dich finde. Ist dir nicht der Weg bekannt, der von hier ins Thal führt? Gene Dame und ich, wir haben uns in diesem unzugänglichem Gebirge verirrt.“

„Gnädiger Ritter“ — entgegnete Magelone stoßend, indem sie sich seinen Liebkosungen entzog.

„Ich bin kein Ritter,“ entgegnete er, „ich kann die Ritter nicht leiden. Du siehst diesen rosenrothen Schlafrock, diese zierlichen kleinen Stiefeln, diese Weste von Brocat, dieses schwarze tuppirte Haar und die kleine rothe Mütze darauf mit langer goldener Troddel, ist das das Costüm deiner albernen Ritter? Ich gehöre einer gebildeten Periode an, die erst kommen wird und von der dein kleines Köpfchen sich noch nichts träumen läßt. Mit Einem Worte, ich bin eben so wenig ein Ritter, wie du ein Knabe bist.“

„Aber wer giebt euch ein Recht an diesen letztgenannten Umstand zu zweifeln?“ fragte Magelone hocherröthend. Der Genius schlang seinen Arm um sie und drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf ihre Wange. „Ach! die Spinne, die Spinne! schrie Magelone. Der Genius lachte überlaut. „Also du bist's, Kleine. Ich erkenne dich!“ rief er und machte Anstalten noch mehr Küsse von diesen frischen Lippen zu erbeuten,

als die Prinzessin einen lauten Schrei ausstieß und sich hinter das ringende Paar zu verstecken eilte. „Was ist Ihnen, Kalypso?“ fragte der Genius.

„Kalypso, Kalypso!“ riefen mehrere Stimmen. „Sie ist's! Es ist die Prinzessin!“ Dieses Geschrei erhob der Schwarm, der eben jetzt aus der Hütte stürzte und mit wilder Zudringlichkeit die verschleierte Dame umringte.

„Was soll das?“ fragte der Genius, mit einiger Hoheit unter sie tretend.

Die blinde Corella hatte sich vor der Prinzessin niedergeworfen, indem sie sie in den bewegendsten Ausdrücken um Hülfe und Rettung beschwor. Sie schilderte ihren und ihrer Gefährtinnen Zustand, und unterließ nicht, zu erwähnen, daß sie dieses Unglück für eine gerechte Strafe hielte, die der Himmel über sie verhängt habe, weil sie heimlicher Weise von ihrer Wohlthäterin und Herrin geflohen sei. „Alle Welt weiß, gnä-

digste Fürstin," schloß sie ihre Rede, „daß Ihr im Besitze übernatürlicher Kräfte seid, wenn Ihr diese nicht anwendet, uns in unsern vorigen Zustand zurückzuversetzen, so ist's um uns geschehen. Ehe wir dieses Elend noch länger ertragen, soll ein gewaltsamer Tod unserm unglücklichen Dasein ein Ende machen.“

Die drei Ritter gruppirten sich knieend ebenfalls um die Prinzessin, die hinter ihren Schleiern den Zorn und die Beschämung verbarg, die dieser unerwartete Austritt ihr verursachten. Sie konnte nicht umhin, eine lebhafteste Schadenfreude zu empfinden, indem sie bemerkte, daß die magischen Geschenke der Fee, die man ihr entzogen hatte, eine so üble Wirkung auf die Verrätherinnen hervorgebracht. Nach einer ziemlich langen Pause nahm sie das Wort: „Ihr verdient allerdings nicht, daß ich mich um euer Schicksal bekümmere," sagte sie mit einem verweisenden Tone, „doch sollt ihr nicht umsonst meine Macht an-

gesprochen haben. Ich will zu eurer Befreiung mitwirken; allein zur Strafe für die mir zugefügten Beleidigungen müßt ihr noch einen Mondwechsel in dieser Gestalt verharren. Jetzt entweicht aus meinen Blicken. Eure Erscheinung gehört nicht zu den angenehmen und mir willkommenen.“

Sie winkte gebieterisch und Corella mit ihren drei Gefährten zog sich in ehrerbietiger Entfernung zurück. Sie waren froh, so viel erreicht zu haben, und trösteten sich mit dem baldigen Ab-
laufe der angekündigten Frist. Der Genius hatte während dieser Verhandlungen, an denen er sehr wenig Interesse nahm, fortwährend mit Magelonen gescherzt, und endlich diese überredet, mit ihm und der Prinzessin die Reise nach den Maulwurfsinseln zu machen. Wir haben vergessen zu bemerken, daß, wie diese Inseln im frühern Gespräche des Genius mit der Prinzessin erwähnt wurden, eine Stimme aus dem Bündel, das

Magelone an ihren Gürtel geknüpft, ihr zurief: „Um's Himmelswillen! liebes Mädchen, wenn du ein gefühlvolles Herz im Busen trägst, wenn je das Unglück deiner Nebengeschöpfe dir eine Thräne des Mitgefühls entlockte, so beschwöre ich dich jetzt, suche zu veranstalten, daß man dich mit auf die Maulwurfsinseln nimmt; du hörst, jenes Paar, wahrscheinlich ein Zauberer mit seiner Dame, macht sich dorthin auf den Weg. Ah mein Unglück wär' zu Ende, wenn ich den Strand jener himmlischen Eilande berühren könnte.“

Diese geflüsterte Bitte blieb nicht ohne Einfluß auf das Herz der kleinen Abenteurerin. Ihr Muth war eben so stark, wie ihre Neugierde, und eine Fahrt durch die Luft in dem bequemen Wolkenwagen eines jungen Magiers, der noch dazu sie mit Artigkeiten und Schmeicheleien überhäufte, war ein kleines Reiseintermezzo, das nicht zu verachten war, besonders da fürs Erste unsre

kleine Heldin den Faden ihrer Nachforschungen so durchaus verloren hatte, daß es ihr gleichgültig sein konnte, in welche Weltgegend sie verschlagen wurde. Ihre Anstalten zur Abfahrt waren bald getroffen. Sie hatte nichts zu thun, als ihre schlanke Taille noch etwas fester zu ziehen, den Hut in die Stirne zu drücken, damit der Luftzug in den obern Regionen der Atmosphäre ihn nicht herabwerfe, und dann ging sie von dem ehrlichen Klausner Abschied zu nehmen und ihm für seine Milch, seine gedörrten Fische und seine Erzählungen zu danken. Wieder aus der Hütte hervortretend nahm sie den Arm des Genius an, der sie auf die galanteste Weise zu dem Wolkenwagen führte, in dem die Prinzessin, schon ziemlich ungeduldig, Platz genommen hatte. Langsam und majestätisch breiteten die zwei silberweißen Schwäne mit azurblauen Flügelspitzen ihre Schwingen aus und unter wiederholtem Beifallsflatschen Magelonens stieg der Wagen mit

weit mehr Sicherheit und Eleganz als unsere modernen Luftballons, in die Höhe. Dessenungeachtet ergaben sich einige Unregelmäßigkeiten sowohl in seinem Laufe, als in seiner Lenkung. Der Genius, der die Zügel in der Hand hielt, fand für nöthig, sich so oft nach Magelonen umzusehen und ihr die tief unten ausgebreitete Landschaft zu erklären, daß die Schwäne bald hierhin, bald dorthin auswichen und die zierliche Muschel des Wagens in Schwanken brachten. Die Prinzessin kreischte auf bei jedem Anlasse der Art, Magelone aber lachte und wies mit ihrer kleinen Hand bald aufs Meer bald aufs Gebirge, bald auf eine große weit ausgedehnte Stadt unten. Sie jauchzte laut auf vor Entzücken, so daß die Schwäne sich scheu umblickten und der Genius sich zurückwarf, um ihr einen Kuß zu stehlen. Bei dieser Gelegenheit fiel der Wagen dergestalt auf die Seite, daß die Prinzessin schon auf die Wolken zu sitzen kam, die in einer leich-

ten Schicht der Muschel untergebreitet waren. Ihr Hülfseruf brachte den verliebten Wagenlenker wieder zur Besinnung, er hob die Dame wieder auf ihren Sitz und brachte die empörten Schwäne zum Gehorsam zurück.

Man schwebte jetzt über dem Meere. Die angenehme Kühlung, die heraufwehte, veranlaßte unsere drei Reisenden sich näher an die Oberfläche des Wassers herabzusinken. Die Fahrt hatte schon einen ganzen Tag gedauert, die Sonne neigte sich eben zu dem Schooße der grünen Wellen herab, die ein beginnender Sturm eben in Aufruhr brachte. Magelone, gelehnt auf die goldene Einfassung ihres Sitzes, beschäftigte sich, den Lauf eines kleinen Schiffes zu beobachten, das nur mühsam vorwärts drang und oft fruchtlos mit den Wellen kämpfte. Die Winde peitschten das Meer zu immer größerer Wuth, und immer gefährlicher wurde die Lage des Schiffes. Die Sicherheit ihres eigenen Zustandes machte

ihr auf schmerzliche Weise den Contrast fühlbar, indem sie die Noth und Bedrängniß des armen Schiffenden unten beobachtete. Wer mag es sein, rief sie bei sich selbst, der dort seine mühsame Fahrt vollendet? Oder vielleicht nicht vollendet. Ach nur zu wahrscheinlich ist's, daß ihn diese empörten Ungethume von Wellen begraben, ehe es ihm gelingt, das Gestade jener kleinen Insel, auf die er zusteuert, zu erreichen. Der Himmel gebe seinem Herzen Muth und seinen Armen die nöthige Stärke, um den Wall der fürchterlichen Brandung zu durchbrechen, der sich seiner Landung vorbaut! —

Sie hielt den Blick geschärft auf den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gerichtet, plötzlich bedeckte eine schreckliche Blässe ihr Antlitz, ihre Augen starrten mit dem wildesten Ausdrücke, sie antwortete nicht den Fragen ihrer Begleiter und hatte sich so weit hinausgelehnt, daß es fast den Anschein hatte, als wolle sie sich herabstür-

gen. In der That war das auch ihre Absicht: „Laßt mich,“ schrie sie mit gebrochener Stimme, „laßt mich zu ihm herab! Der Unglückliche! Ich will mit ihm sterben, mit ihm untergehen! Herz an Herz mit ihm soll uns die unerbittliche Welle dahinraffen. Fragt nicht, laßt mich zu ihm herab. Es ist Fortunat, es ist mein Geliebter, der dort mit dem Elemente kämpft! Ihr kennt nicht die Liebe, wenn ihr mich nicht zu ihm laßt!“

Diese Ausrufungen zeigten den vollen Tumult eines leidenschaftlichen Herzens, das ein Augenblick in seinen Tiefen aufgeregt. Die Prinzessin und der Genius hatten alle ihre Stärke nöthig, die Arme von ihrem rasenden Entschlusse, ihr Grab in den Wellen zu suchen, abzuhalten. Sie rang mit ihnen und warf zwischendurch die ängstlich forschenden Blicke nach unten. Plötzlich stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und sank ohnmächtig in den Wagen zurück. Das Schiff

unten war verschwunden, der Abgrund hatte es begraben. — —

Diese heftige und erschütternde Scene rührte selbst das frivole Herz des leichtsinnigen Tuberrose. Er wandte kein Auge von den bleichen Zügen des armen Mädchens, das das Schicksal zu der härtesten Pein verdammt, Zeugin des Unterganges ihres Geliebten zu sein; er war geneigt den Wagen herabzulassen und Versuche zur Rettung des Verunglückten anzustellen, doch die Prinzessin verhinderte dieses. Der Name Fortunat hatte kaum ihr Ohr erreicht, als der Zorn und die Erbitterung wegen der verrätherischen Rache, als deren Opfer sie sich ansah, jedes bessere Gefühl aus ihrem Busen scheuchten. „Möge er verderben, der Schändliche!“ rief sie dem Genius mit vor Grimm zitternder Stimme zu. „Er hat es um mich verdient!“

„Sie haben ein unmenschliches Herz!“ rief Tuberrose.

„Unmenschlich?“ wiederholte Kalypto mit schneidendem Hohne. „Wie schnell Leute Ihres Gleichen daran gehen, Gefühle zu verdammen, von deren eigentlichem Wesen sie nicht die entfernteste Ahnung haben. Wissen Sie, was es heißt, mein weiser junger Herr, uns unsere Schönheit rauben? Nehmen Sie dem Jünglinge seine Liebe, dem Manne seine Ehre, dem Greise seinen Gott und er bleibt unter wenigen Veränderungen das, was er war, nehmen Sie aber dem Weibe die Schönheit, und Sie vernichten es bis auf die letzte Faser seiner Existenz. Wir denken, wir fühlen, wir leben nur in dem Bewußtsein der Uebergewalt, die wir über Ihr Geschlecht ausüben, und durch welches Mittel üben wir diese sicherer und unumschränkter aus, als durch die Macht unserer Reize? Dieses Geständniß ist sehr offenherzig, aber ich habe auch keinen Grund zurückhaltend zu sein. Ich bedaure nur, daß es mir nicht vergönnt war, an dem

Todeskampfe, an dem letzten Zucken jenes Elenden mich zu weiden, der eben sein verdientes Grab fand.“

„Abscheulich, Kalyppo!“

„Und weshalb abscheulich? Hab ich nicht tausendmal schärfer seine Qualen empfunden, als ich an jenem fürchterlichen Tage mein verzerrtes, zur Höllemaske verwandeltes Antlitz im Spiegel sah? Was ist der Tod, selbst der schmerzhafteste, gegen das Bewußtsein verstümmelt, sich und Andern ein Entsetzen, leben zu müssen? O jener Augenblick brennt noch in meiner Seele. Ich bin nicht geneigt ihn jemals zu vergessen.“

„Es scheint,“ sagte der Genius mit einem Tone, der da anzeigte, daß er sich sehr viel auf diese Betrachtung einbildete, „es scheint, daß unser Geschlecht das Thyrige an Großmuth übertrifft; vielleicht ist der Grund darin zu suchen, daß wir weniger fein organisirt sind und deshalb die Grade einer Beleidigung nicht so scharf von einan-

der zu sondern wissen. Sie mögen mich für sehr kleinlich denkend halten, aber ich muß Ihnen gestehen, daß bei mir der Schimpf ganz gleichbedeutend ist, von meiner Schönen unter das Sopha geworfen zu werden, wenn man mich beim Empfange eines andern Liebhabers überflüssig findet, und ein paar Wochen ein häßliches Merkmal im Gesichte zu tragen. Bei dem Einen habe ich dem Glanze meines Außern einen Flecken beigebracht, bei dem Andern mein Inneres durch einen niedrigen Verrath entweiht."

„Sie moralisiren ganz allerliebft,“ rief die Prinzessin. „Ich könnte Sie Stundenlang anhören, ohne die mindeste Langeweile zu empfinden. Wer hat Ihnen diese edlen Empfindungen beigebracht?“

„Gestehen Sie wenigstens, daß einige Wahrheit in meinen Ansichten ist.“

„Ich gestehe Alles ein, was Sie wollen,“ rief die Dame. „Schreiben Sie Ihrem Geschlechte

alle mögliche Tugenden zu, ich will Ihnen keine derselben rauben, ich will sogar großmüthig sein, und einige offenbare Schwächen des unsrigen Ihnen preisgeben, bei dem Allen verändern wir den Stand der Dinge doch nicht und ich werde trotz aller Vorschriften Ihrer Moral doch keinen Augenblick zögern, meiner Laune zu folgen, wenn ichs bequem finde."

„Auf diese Weise," rief der Genius mit Unwillen, „erheben Sie den Eigensinn und die Willfür zur Tugend."

„Sie werden langweilig. Geben Sie auf Ihre Schwäne Acht und moralisiren Sie nicht so viel."

Duberrose schüttelte den Kopf. „Und eben haben Sie doch meine Moral sehr wahr und ergötzlich gefunden?" sagte er in einem empfindlichen Tone. „In der That, Sie sind noch sehr wenig gebessert, und es wäre dienlicher, wenn ich

Sie noch einige Monate mit Ihren Schleiern herumgehen ließe."

Auf diese Bemerkung gab die Prinzessin keine Antwort. Der Genius schwieg gleichfalls. Magelone lag noch immer in Ohnmacht.

Wir wollen den Wagen ruhig dahinschweben lassen. Es kann uns gleichgültig sein, ob man sich in demselben über die Großmuth, Moral und Tugend streitet, oder ob man ein hartnäckiges und empfindliches Schweigen beobachtet. Wir wollen unterdessen zu unserem Haupthelden zurückkehren, den wir schon viel zu lange aus dem Gesichte verloren haben. Wenn Magelonens Auge richtig gesehen hat, und das Auge der Liebe sieht gewöhnlich sehr scharf, so ist der arme Fortunat eben ertrunken. Schade um einen so schönen Helden! Soll das das Ende von so viel Glück, Ruhm, Tugend und Liebe sein? Aber nein, der Leser ist nicht zu täuschen. Ein augenblicklicher Schreck ist Alles, was er so gefäl-

lig ist zu empfinden, wenn er hört, daß die Wellen über den geliebten Helden zusammenschlagen; dann aber lächelt er, und zieht einige Blätter weiter seinen Mann wieder aus dem Wasser hervor, um ihn glücklich zu verheirathen, ihn auf den Thron zu setzen und eine Krone, so herrlich wie sie nur in irgend einem Märchen geschmiedet ward, ihm aufs glückliche Haupt zu setzen. Man muß sehr abenteuerlich gestimmt sein, um einer so einfachen Geschichte, wie diese hier, ein anderes Ende zu wünschen.

Allein noch sind wir nicht bis zu den Stufen des Thrones so wie des Brautlagers angelangt. Wir kehren zurück und begleiten den armen Fortunat, wie er bei Nacht und Nebel durch den wilden einsamen Wald rennt, mit dem tödtenden Bewußtsein im Busen, von dem Mädchen seines Herzens betrogen zu sein. Das ist ein Gefühl, das an Bitterkeit den Wermuth aller andern Kränkungen übertrifft. Dieser na-

gende Schmerz tödtet die Kräfte der Jugend und vergiftet den Strom unschuldiger Genüsse des Daseins an seiner Quelle. Und unser Freund glaubte sich so sicher. Er that sich so viel zu gut auf seine Erfahrungen, die ihm das Felsensopha des alten einsiedlerischen Magiers verschafft hatte. Im blauen treuherzigen Auge seiner Magelone glaubte er allein eine Ausnahme von der Regel zu lesen, und sie war gerade eine Bestätigung derselben. Ach, eine Bestätigung der Regel, daß kein Weiberherz Treue birgt. Eine abscheuliche, eine verwünschte Regel, die schon so viel Schmerz, so viel Thränen über die Welt gebracht hat. Fortunat warf sich auf den Boden, um in der Stille der Nacht und des Waldes über sein Schicksal zu weinen. Als die ersten Strahlen der Morgensonne ihn noch auf seinem harten Lager überraschten, grub er in die Rinde des nächsten Baumes Magelonens Namen und weit davon entfernt den seinigen;

dann phantasirte er über die Kluft, die zwischen Beiden befestigt war, und es war ihm ein schmerzliches Gefühl des Trostes, daß beide Namen nie wieder zusammenkommen würden.

Über man kann sich nicht immer damit beschäftigen, Namenzüge in Bäume zu schneiden und Betrachtungen über die Treue anzustellen. Fortunat empfand bald das Bedürfniß, den melancholischen Wald und in diesem vorzüglich den melancholischen Baum, an dem die beiden Namen prangten, zu verlassen. Er wanderte, ohne sich viel um die Richtung seines Weges zu kümmern, geradeaus und gelangte nach einigen Tagereisen in eine einsame Gegend, die von der einen Seite vom Meere, von der andern durch eine malerische Gebirgskette begrenzt wurde. Die Ebene selbst füllten Baumgruppen, Wiesenplätze und hier und da zerstreute Wohnungen aus, die das Ansehen von Dürftigkeit hatten. Unser Held ging am Meeresufer auf und ab, und bedachte

den Einfall, der ihm eben gekommen war, hier in dieser friedlichen Gegend sich anzubauen. In dem dieser Gedanke zum Entschlusse reifte, gefiel er sich darin, seine bittere Menschenverachtung, seinen Groll auf die Weiber, seinen Enthusiasmus für eine gänzliche Abgeschlossenheit von einer betrügerischen Welt mit den grellsten Farben auszumalen. Er verdoppelte hierbei seine Schritte; die Arme verschränkt, den Blick zu Boden gerichtet, hielt er sich immer am Gestade des Meeres, das seine unruhigen Wellen ihm zuschickte, gleichsam als wollte es ihn noch mehr zur Empörung auffordern. Er erhob das Auge und es traf, nachdem es nach einem wilden umherschweifenden Blicke sich wieder senkte, auf die mit goldenen Franzen bedeckten Stiefeln, auf das mit Spitzen garnirte Beinkleid, und die geschmackvollen Verzierungen des Wamses und des kleinen flatternden Mantels. Dieser verhasste Putz der Welt, noch von dem Feste ihm anklebend, bil-

dete auf seine Ideen von Einsamkeit und philosophischer Zurückgezogenheit eine zu bittere Ironie, als daß er ihn länger hätte ertragen können. Mit wenigen krampfhaften Griffen war die elegante Kleidung abgestreift und lag in Lumpen zu seinen Füßen. Er trat auf diesen Flitterstaat und schleuderte ihn dann ins Meer, ihm einige derbe Flüche nachsendend. Aber jetzt sah er die Nothwendigkeit ein, sich um eine neue Kleidung umzuthun. Ein Fischer, vom Zuge heimkommend, legte eben seinen Nachen an und zwar nicht weit von der Stelle, wo unser junger Philosoph im Hemde auf dem nassen Meereslande stand und eben darüber nachdachte, ob er nicht auch das Hemd, wegen seines Spitzenkragens, dem andern weltlichen Puzze nachsenden sollte. Die staunende Miene des alten Fischers zog seine Aufmerksamkeit auf sich, er betrachtete ihn genauer, und besonders waren es die Lumpen, die jener auf dem Leibe hatte, die seine

Wünsche erregten. Der Handel war bald abgemacht. Für ein Goldstück, ein seltener Fang für den Alten, überließ er seine ganze Garderobe so viel er davon am Leibe und noch im Nachen vorrâthig hatte, dem seltsamen Käufer, der sich augenblicklich und mit großer Zufriedenheit darin kleidete. In diesem Aufzuge war es schwer den schlanken hübschen Jüngling wiederzuerkennen. Doch was kummerte ihn wie er aussah; genug, der Anachoret von zwanzig Jahren war fertig. Es fehlte nur noch, daß der Alte für ein zweites Goldstück ihm das schon kaufällige Boot überließ, und auch dieses Verlangen wurde erfüllt. So war denn Fortunat, der schöne Günstling einer alten häßlichen Fee, von einem Vagen am abergläubischen Hofe zu Samagusta, von dem Lieblinge einer mächtigen Fürstin, vom Schutzbefohlenen eines noch mächtignen Zauberers zu einem ärmlichen Fischer in Lumpen herabgesunken. Er kaufte eine Hütte am Strande und

bezog sie, um, wie er einen heiligen Schwur ablegte, sie nie wieder zu verlassen.

Aber er besaß den Zaubersäckel der Fee. Dann ist es gut Fischer sein. Große Herren lieben oft die Eintönigkeit ihrer prächtigen Genüsse durch ein kleines Intermezzo von Mangel und Dürftigkeit zu unterbrechen; dies heißt dem gewöhnlichen Leben die pikante Würze des Märchens ertheilen. Bei unserm Helden jedoch mischte sich noch nicht so viel Raffinement in seine Entschlüsse. Allerdings war er ein Fischer in Lumpen, der über Millionen zu gebieten hatte, aber diese Millionen erhielten nur einen Reiz für ihn, insofern ihr Besitz ihm gewisse philosophische Ideen zu realisiren versprach. Die Worte Tomogistons klangen ihm ins Ohr, und er machte sich sehr ernstlich den Vorwurf, daß er noch keinen Tropfen dieses Meeres angewandt hatte, um den Verschmachtenden zu erquickern. Er gestand sich mit Beschämung, alle seine Reichthümer bis:

her für sehr frivole Zwecke verschleudert zu haben. Seine geschäftige Einbildungskraft, besonders in schlaflosen Nächten thätig, führte ihn in uner-schöpflicher Bilderfolge das mannigfaltige Elend, den grenzenlosen, dem Blicke des Beobachters sich oft schamhaft verbergenden Jammer der Erde vor. Er sah die Hütten der Armuth geöffnet, den Spott, die Verfolgung, den Hohn des über-müthigen Reichen, die bittere Todesklage zahlloser Opfer, die im Dunkeln von Habgier und Laster gemordet werden; und diese Gemälde, für ein gefühlvolles Herz so voll niederschmetternder Wir-kung, beklemmten seine Brust und füllten sein Auge mit Thränen; mit eben so aufrichtigen Thränen, als die Treulosigkeit seiner Geliebten sie ihm ausgepreßt. Wahrlich, nur ein edler Sinn kann so empfinden, und um diesen in der Brust Fortunats zu wecken, bedurfte es ihn in die Einsamkeit, in die Schule philosophischer Betrach-tungen zu führen. Er machte dieser Schule Ehre.

Wenige Wochen nach seinem Erscheinen unter den Fischern waren erst verflossen und schon ertönte sein Name von dankbaren Lippen, schon nannte man ihn Helfer und Wohlthäter. Hier entstand durch sein Gold eine abgebrannte Hütte neu, dort ward ein verarmter Familienvater wieder in den Stand gesetzt, für die Seinigen zu sorgen. Am reichlichsten floß die Segensquelle, wenn es galt ein junges Paar zu versorgen. Hierin bewies der junge Anachoret, daß sich sein Herz doch noch, vielleicht mit Widerstreben, mit Liebe und Ehe beschäftigte. Bald wurde es Sitte, und wie leicht wird eine solche Sitte herrschend, sich von dem Fischer Fortunat versorgen zu lassen. Nicht allein aus dem Umkreise von zehn Meilen, sondern auch aus dem fernen Gebirge kamen hübsche Bräute, um sich ihren Brautshatz zu holen. Dieser fiel immer sehr reichlich aus. Manche dieser glücklichen Kinder hätten den edlen Lustheiler so vieler großmüthigen Spenden gern für sich selbst gewonnen.

Das düstre Antlitz des jungen Fischers, sein Kummer, der dunkle, fast immer zu Boden gesenkte Blick bestrickten nicht selten auch das Herz einer Dione, die nichts weniger als zu den Sentimentalen gehörte. So unwiderstehlich ist die Sprache von zwei blassen Wangen. Es war so rührend zu sehen, wie der Begründer so vielen Glückes selber des Segens, den er austheilte, entbehrte; wie er sich am Abend eines Tages, der drei liebende Paare glücklich gemacht, einsam in seiner Hütte verschloß und nur daraus hervorging, wenn eine stille Mondnacht sich über das verödete Gestade ausbreitete und zu einem melancholischen Spaziergange einlud.

Eines Tages gelangte zu dem „Wohlthäter der Gegend“ eine kleine Gesellschaft Reisender aus der entfernten Provinz jenseit der Gebirgskette. Der Zug der Wallfahrer bildet ein zu romantisches Bild, als daß wir es nicht näher beschreiben sollten. Voran reitet ein junger Trou-

badour, wie der personificirte Frühling mit Blumen gekränzt und an einem rothen flatternden Bande seine Zither um die Schultern geknüpft. Seine blonden Locken wehen im Winde, die Wangen glühen, die Blicke leuchten, und er begrüßt eben das weithinwallende Meer mit einer glänzenden und volltönenden Hymne. Dicht hinter ihm reitet, wie Fouqué sagen würde, ein „sitziges Frauenbild,“ wir wollen aber weniger gekünstelt, die hübsche Gestalt ein frisches rundes Mädchen aus der Provence nennen, mit Augen, die wir schon kennen, und deren Beschreibung, da sie uns, wie wir fürchten müssen, schon einmal mißlungen ist, wir nicht zum zweiten Male unternehmen wollen. An der Seite dieses Mädchens, von ihr mit sorgsamem Blicken gehütet, zeigt sich ein junger blasser Reiter, der, als hätte er eine langwierige Krankheit überstanden, noch ziemlich kraftlos auf seinem Pferde schwankt. Wie ihn auf der einen Seite das Bild der

Schönheit, so schließt ihn auf der andern Seite das der Gesundheit ein, die derbe Figur und das gutmüthige Gesicht eines ehrlichen Köhlers. Diesem Lektorn, wenn man sich Mühe giebt, ihn näher zu beobachten, und er ist allerdings ein dankbarer Gegenstand dazu, merkt man es an, daß er nicht immer auf dieser niedrigen Stufe der menschlichen Gesellschaft gestanden. Er hat einst einen höhern Rang in der Meinung und den Ansichten seiner Zeitgenossen behauptet. Dies beweist die Zierlichkeit, mit der er sich im Sattel seines kleinen braungrauen Gebirgsesels zu halten weiß, die Aufmerksamkeit, die er dem Gesange des Troubadours zuwendet, und die etwas gekünstelte Manier, mit der er an besonders gelungenen Stellen seinen Beifall laut werden läßt. Endlich spricht auch für obige Behauptung die Lust, die der Alte empfindet, lange und etwas verwirrte Geschichten zu erzählen, für die er umsonst die Aufmerksamkeit seiner Reisegefährten

in Anspruch zu nehmen sucht. Der Leser wird die vier Gestalten unseres kleinen Zuges schon errathen haben, wir wollen auch offen bekennen, daß wir den guten Vater Claude, seine hübsche Tochter Fleur-de-lys in Begleitung Roger's und Tulipan's vor uns haben. Der Zweck ihrer Wanderung ist, bei dem wunderthätigen jungen Fischer, den die Gegend wie einen Heiligen verehrt, ihren Besuch abzustatten. Man weiß, wie Gerüchte der Art, wie sie von dem goldspendenden, in Lumpen gehüllten Anachoreten ausgingen, die Einbildungskraft Roger's zu spannen pflegten. Er sah einen jungen Gott nach dem Beispiele der alten Lehre auf die Erde herabgestiegen, um unter unscheinbarer, ja sogar verächtlicher Hülle Werke himmlischen Wohlthuns zu verrichten. Etwas weniger erhaben und poetisch waren die Beweggründe, die den alten Gasconner zu der Reise brachten. Nicht umsonst hatte sein Ohr, nächst dem Klange der Saite auch dem

des Goldes lauschend, von den freigebig gespendeten Summen gehört, die gleich einem unverfiegbaren Schatz von Zeit zu Zeit in der Fischerhütte gehoben wurden. Einem Manne, der auf seinen vielfältigen Reisen so oft die Wechselfälle des Glücks beobachtet hatte, war der Wunsch nicht zu verdenken, auch hier vielleicht eine unvorhergesehene, aber desto willkommener Ernte zu halten. Mit diesen Gedanken beschäftigt, sah er jetzt mit einem eigenthümlichen Gefühle von Freude und Bangen den Giebel der einsamen Strandwohnung vor seinen Blicken auftauchen, die das Ziel der Reise war. Fleur-de-lys und Tulipan, so wenig Antheil sie auch an der ganzen Unternehmung nahmen, schlugen sich dennoch in ihren Hoffnungen und Ausichten mehr auf Rogers als auf Vater Claude's Seite.

Bei seiner Ankunft mischte sich der kleine Zug unter die Menge anderer Wallfahrer, die das Haus umschlossen hielten und ihr Näherrecht

auf Zufriedenstellung ihrer Wünsche geltend machten. Erst als der Abend einbrach, gelang es Vater Claude in die Hütte zu dringen, um die Seinigen, die draußen wartend blieben, anzumelden. Fortunat empfing den alten Schwäher mit der Miene einer kleinen Verstimmung. Sein Verdruß wuchs mit den wachsenden Geschichten des Gascogners, und er war eben im Begriffe, sich von ihm loszumachen, als einige Umstände, die der Alte in seinen Erzählungen nur leicht berührte, seine Aufmerksamkeit fesselten. Er forschte näher nach, und erfuhr den Kampf und die Verwundung der drei Pagen, ihren Aufenthalt in der Köhlerhütte und die Verlobung des einen dieser Jünglinge mit der Tochter des ehrenhaften Mannes, der gekommen war, seine Geduld durch langweilige Geschichten auf die Probe zu setzen. Ungewiß, ob er den freudigen Zuflüsterungen seines hoffenden Herzens Gehör geben, oder ob er sie als neckende Trugbilder verbannen sollte,

stand er noch da, als von draußen die Töne eines kleinen Liedes erschollen, das er oft am Hofe zu Samagusta vernommen. Ein freudiger Schreck erschütterte jetzt sein ganzes Wesen. Es war gewiß, er sollte die Freunde seiner Jugend wiedersehen; ein himmlischer Augenblick für ein empfindsames Herz. Er riß mit Leidenschaft die Thür auf, die ihn noch von einem geliebten Anblicke trennte, und siehe, mitten im Glanze der Abendröthe, die ihre Glorie mit dem funkelnden Schimmer des Meeres mischte, zeigte sich die verschlungene Gruppe der zwei Freunde und des Mädchens, zusammen auf einem Ufersteine sitzend.

„Fortunat!“ — „Roger!“ — „Tulipan!“ waren die Ausrufe, die von stammelnden Lippen einander zuflogen. Eine herzliche Umarmung folgte ihnen unmittelbar, und zu dieser erschütternden Erkennungsscene flossen die sanften Thränen Fleur-de-lys's und des alten Claude. Und dann, welch ein Heer von Fragen! Wie

viel leidenschaftliche Theilnahme, und dennoch wie wenig Aufmerksamkeit. Halb vollendete Erzählungen, durch zwölfmal in einem Athemzuge wiederholte Fragen durchschnitten, kreuzten sich mit wilden Ausrufungen, die sehr schlecht zu einigen hergestammelten empfindsamen Confessionen paßten. Roger machte endlich die Bemerkung, daß nicht Alle zusammen schreien dürften und daß man jeden Einzelnen zu Worte kommen lassen müßte, um Etwas in der Ordnung zu erfahren, aber er stellte diese lobenswerthe Regel gerade mitten im hartnäckigsten und lautesten Geschrei auf, so daß Niemand sie hörte und verstand. Ein Beweis, wie übel oft Diejenigen, die uns bessern wollen, ihre Zeit wählen. Endlich trat eine Pause der Erschöpfung ein, und nach dieser, wie nach einem wohlthätigen stillen Abendthau, keimten die Blumen der geordneten Nachrichten aus jedem Munde und wurden von dem aufmerksamen Claude zuletzt in ein Bouquet

gebunden. Fortunat stattete jetzt seine Glückwünsche dem Sänger Roger und der kleinen Fleur-de-lys ab, und während er sorgfältig vermied, daß man von seinen eignen Herzensangelegenheiten sprach, erkundigte er sich sehr angelegentlich, ob Tulipan noch nicht angefangen habe, an eine Begründung seines zärtlichen Glückes zu denken. Aber der kleine Vortänzer auf den Bällen von Samagusta erwiederte darauf, nicht ohne eine kleine mißvergnügte Miene: „Glaube mir, mein Freund, seitdem ich meine magische Brille verloren, hüte ich mich wohl, mich zu verlieben, denn wer giebt mir wohl jetzt die Bürgschaft, daß nicht eine zweite Corella mein armes Herz zum Besten hat?“ Diese Worte schnitten mit empfindlicher Schärfe in des armen Fortunat Inneres. „Ich will meinen Hut nie wiederhaben!“ nahm Roger das Wort. „Meinetwegen mag die gute Fee Kokombre ihn selbst aufsetzen. Wozu soll ich mich unsichtbar machen,

da ich mich dadurch des Glückes berauben würde, die Augen meiner Dame mir zugewendet zu sehen? Und giebt es eine größere Seligkeit, als Auge in Auge die ewig begehrenden und ewig befriedigten Strahlen der Liebe mit einander zu vermischen? Nein, ich mag den Hut nicht. Die gute Fee, als sie ihn mir gab, träumte von Berfolgungen, die mir meine Feder zuziehen könnte, allein, seitdem ich sie nur anwende, die Reize meines Mädchens zu besingen, hat sie mir bis jetzt statt Feinde immerdar Freunde verschafft.“

Siemlich spät dachte man an den ehrlichen Ganelon, und es war betäubend für die Freunde, daß Niemand von seinem Schicksale wußte. Er war aus der Hütte des Köhlers verschwunden, in der Absicht, Fortunat aufzusuchen. —

Zur Aufnahme so vieler lieben Gäste war die Hütte unsers Klausners zu eng; es wurde mehr Raum geschafft, und die kleine Colonie verlebte die glücklichsten Tage zusammen. Jeder Morgen

brachte dem jungen Troubadour neue Küsse von seiner Dame und neue Lieder von seiner Muse, die erstern behielt er für sich, die letztern theilte er freigebig aus, wenn die kleine Gesellschaft am Abend bei dem großen Steine am Ufer, wo die Erkennungsscene gefeiert worden, und der seitdem die Würde eines geweihten Altars behauptete, sich versammelte. Tulipan genas völlig und erhielt seine frischen Wangen, die volle Gelenkigkeit seiner kunstfertigen Füße wieder. Den alten Vater Claude schickte man, wenn die Flut seiner Reminiscenzen aus der Reise mit dem Grafen von Poitiers zu sehr anschwell, von Zeit zu Zeit in die verlassene Köhlerhütte zurück, um nach dem Zustande der dort gebliebenen bescheidenen Schätze zu sehen. Er nahm diese kleinen Verbannungen nicht übel und kehrte jedesmal mit erhöhter Fröhlichkeit wieder zurück. Allen schien die Einsamkeit sehr wohl zu behagen, nur die Wolke auf der Stirne des großmüthigen Wir-

thes behauptete, trotz aller Versuche, sie zu verscheuchen, ihre Stelle.

Eines Abends, als er im vollen Vertrauen sein Herz dem gefühlvollen Tulipan geöffnet, ihm seine Abenteuer am Hofe der verrätherischen Kalypto, seinen Aufenthalt in Tomogistons Felsenwohnung und die Flucht mit Magelone gebeichtet hatte, und eben daran ging, die Treulosigkeit dieser kleinen leichtsinnigen Geliebten mit den bewegendsten Ausdrücken zu schildern, unterbrach ihn der Freund mit diesen Worten: „Vergiß, mein theurer Fortunat, was einmal nicht zu ändern ist. Hältst du Magelonen für untreu, so ist sie von dem Augenblicke an, wo du diese Entdeckung machtest, todt für dich. Die Todten muß man ruhen lassen. Du hast jetzt in Sack und Asche Buße gethan für jede Thorheit deines frühern Lebens, jetzt ermanne dich. Wirf diese düstere Schwermuth von dir und öffne dir wieder frei die Bahn des Glückes. Du bist

jung, du bewahrst den Zaubersäckel der Fee, und mit diesen beiden himmlischen Gaben kann man viel ausrichten. Was ist das für eine goldene Kette, die du da am Halse hast?" —

„Sie gehört zu einem Bildnisse, dessen Kapsel ich schon seit langer Zeit nicht geöffnet habe.“

„Zeige mir das Bild.“

„Und wozu? Was kann für dich das Portrait einer unbekannten Person für Interesse haben?“

„Du kannst nicht wissen,“ erwiderte Tulipan ungeduldig, „ob sie mir so durchaus unbekannt ist.“ Fortunat löste die Kette vom Halse und reichte ihm das Medaillon, welches ihm damals von Tomogiston als das Portrait der Prinzessin der Maulwurfsinseln eingehändigt worden war. Tulipan ließ sich die Geschichte desselben erzählen und nachdem er den Freund ruhig angehört, öffnete er die Kapsel. Seine Miene drückte Ueberraschung und Staunen aus.

„Wie schön diese junge Dame ist!“ rief er.
„Wie lieb ich diese bleiche Farbe! Wahrlich, diese zarten Züge mit diesem Ausdrucke bilden ein Ganzes, dem man schwerlich widerstehen mag.“
„Laß sie mich doch auch sehen,“ rief Fortunat.
„Wie?“ fragte Tulipan verwundert, „du hast das Bild also noch nicht betrachtet?“ Der Freund schüttelte das Haupt. „Und warum sollte ich das? Ich war entschlossen, mich nie um diese Prinzessin zu kümmern.“ — „Aber der Magier, dein Vater, hatte dir doch diese Heirath vorgeschlagen?“ — „Nenne ihn nicht meinen Vater; ich will es noch jetzt nicht glauben, daß er es in der That ist.“ — „Du hast seltsame Grillen.“ — „Ach!“ rief Fortunat, „du hast vollkommen recht, die Prinzessin ist schön, nur sollten, soviel ich von weiblicher Schönheit verstehe, ihre Augen etwas größer sein.“ — „Durchaus nicht; gerade so müssen sie sein, um zu gefallen. Es ist nichts ungereimter, als überall

große Augen verlangen zu wollen, als käme es einzig auf die Größe und nicht auf den Ausdruck an.“ — „Ich will nicht mit dir streiten. Eine Prinzessin der Maulwurfsinseln muß schon kleine Augen haben.“ — „Über sieh doch, Fortunat, die Kapsel läßt sich auch auf der Rückseite öffnen, und wahrhaftig wieder ein weibliches Portrait! Mein Himmel, welche Ähnlichkeit!“ — „Wie ist dir? Was hast du?“ rief Fortunat. „Du veränderst deine Farbe.“ — Tulipan war aufgestanden, um näher ans Licht zu eilen. Er betrachtete das Bild von allen Seiten und auf das aufmerksamste. Endlich rief er: „Welch ein seltsamer Zufall! Wie kommt das Bild meiner Mutter hierher!“ — „Deiner Mutter?“ — „Meiner Mutter. Kein Zweifel; ich erkenne sie. Das ist der ideale Anzug, den sie in ihrer Jugend trug und den ich noch in ihrer Garderobe habe hängen sehen. Hier unten ist auch ihr Name „Krystalline“.

„Krystalline!“ schrie Fortunat, und seine Stimme zitterte. „Gott, wäre es möglich! Also meine gute Mutter — mein ehrlicher alter Vater, ich darf an Beiden wieder mit der gewohnten Zärtlichkeit und Treue hängen! Welch eine Last fällt von meinem Herzen!“ —

„Was willst du mit dem Allen sagen?“ —

Fortunat stürzte statt der Antwort seinem Freunde um den Hals und umschloß ihn mit der leidenschaftlichsten Zärtlichkeit. Er schluchzte dabei wie ein Kind, und Thränenströme entfloßen seinen Augen. Eine geraume Zeit ging hin, ehe er sich fassen und die Sprache wiedergewinnen konnte. „Lerne, was das heißt,“ rief er, „an der Treue eines Weibes verzweifeln! Dem Himmel sei Dank, diese eine ist mir wiedergegeben worden, vielleicht erhalte ich auch die andre wieder!“

Tulipan faßte ihn an beiden Händen, zwang ihn stille zu stehen und rief ihm mit ziemlich

unwilliger Stimme zu: „Aber so rede doch! Erkläre mir, was ich nicht begreife. Wie kommt meiner Mutter Bild in die Hände des Magiers?“ —

„Tomogiston,“ erwiderte Fortunat, „ist dein Vater, nicht der meinige. Da hast du die Erklärung des ganzen Räthsels!“ — „Du schwärmst!“ — „Wahrlich nicht. Höre noch einmal recht ausführlich die Bekenntnisse, die mir Tomogiston machte, halte dann diese Zeugnisse mit dem Bilde und diesem Namen zusammen, und du wirst ebenso deutlich sehen wie ich sehe.“

Die beiden Freunde blieben die ganze Nacht hindurch zusammen, Fragen, Geständnisse und Betrachtungen mit einander austauschend. Das Resultat dieser langen und angelegentlichen Conferenz war, daß der kleine Tulipan jetzt die Gewißheit gewann, einen Vater zu haben und nicht mehr der „Sohn des Traumes“ zu sein. Eine Entdeckung, die ihm in vieler Hinsicht sehr er-

wünscht kam. „Es ist wahr,“ sagte er mit einer kleinen Miene von Verlegenheit, „meine Mutter hätte sich tugendhafter betragen können, allein da sie einmal einer Schwachheit Raum in ihrem Herzen gestattete, so that sie klug daran, den Gegenstand derselben einen mächtigen Zauberer sein zu lassen. Diese Abstammung ist nicht so übel und kann mir reelle Vortheile gewähren. Aber wo ist dieser Vater? wo kann ich ihn finden, um ihm die dankbaren und zärtlichen Gesinnungen, die ich schon in meinem Busen keimen fühle, zu Füßen zu legen? Ach, welch eine Freude ganz besonderer Art ist es doch, einen Vater zu haben!“

„Ich theile diese Freude mit dir,“ sagte Fortunat mit Wärme. „Jetzt laß uns aber daran denken, wie wir den Magier von unserer Entdeckung in Kenntniß setzen.“

„Wir müßten den Weg zum Felsenschlosse ausfindig zu machen suchen.“ —

„Das ist durchaus unmöglich!“ erwiderte der Freund. „Tomogiston liebt die Einsamkeit und hat sich gegen allen Besuch der Geister, wie viel sicherer also gegen den der Sterblichen verwahrt. Auf diese Weise gelangen wir nicht zum Zwecke. — Laß mich Etwas nachdenken. — Ja, wir müßten ihn auf den“ —

— Maulwurfsinseln auffuchen?“ —

„Richtig, Tulipan. Du triffst den Nagel auf den Kopf. Tomogiston vermuthet, daß ich schon längst dort sei, wo er mich hingefendet. Es kann nicht fehlen, daß er sich auch schon dort eingefunden hat, um das Gelingen seines Lieblingsplanes zu betreiben. Ja, wahrhaftig, das Beste ist, wir machen uns sobald als möglich auf die Reise.“

„O, das ist ganz allerliebste!“ rief Tulipan und hüpfte im Zimmer umher. „Laß sehen, wie werde ich den neuen Vater empfangen? Gieb Acht, Fortunat, ich komme ihm entgegen mit

einigen leichten Schritten — ungefähr so — dazu etwas nachlässig den Kopf auf die rechte Schulter gebeugt. Das ist rührend und giebt mir zugleich einen empfindsamen Anstrich. Dann bleib ich plötzlich stehen mit einer Bewegung der Ueberraschung und des Staunens; natürlich, denn ich bedenke in diesem Augenblicke, daß ich vor dem Urheber meines Daseins stehe. Ein erschütterndes Gefühl! Endlich lipple ich das inhaltschwere Wort: Vater! und stürze mich mit einer graziösen Stellung in seine Arme. Trefflich! ich wette, daß du so wie alle andern Zuschauer in ein lautes Beifallsklatschen ausbrechen wirst.“

„Ach, Tulipan, du bleibst doch immer der lächerliche Stutzer, der du stets warst. Das Leben hat dir keinen Ernst und Gehalt mittheilen können.“

„Bah! was für pedantische Phrasen das sind! Hast du dich denn so merklich verändert?“ —

„Ich darf die Ueberzeugung hegen,“ entgeg-

nete Fortunat mit Ernst, „daß die Lehren, die mir das Leben gegeben, nicht ohne Nutzen für mich geblieben sind.“

„Das freut mich. Aber nun laß uns von wichtigeren Dingen reden. Wie gedenkst du den Weg zu den heilbringenden Inseln zu finden?“

„Das laß meine Sache sein.“

Skaum war der Plan zur Reise gefaßt, als auch in kurzer Frist die Mittel zur Ausführung herbeigeschafft wurden. Roger, Fleur-de-lis und der Vater Claude durften nicht zurückbleiben. Ihr Erstaunen über die Entdeckungen der zwei Freunde war ebenso lebhaft als ihre Freude ungezwungen, Tulipan zu einem Vater Glück wünschen zu können. Roger rief, indem er ihn umarmte: „Nun, Theurer, haben wir Beide gefunden, was wir suchten; du einen Vater, ich eine Geliebte! Möchten nur die zwei andern Gefährten auch bald so glücklich sein.“ —

Als Fortunats Abreise bekannt wurde, ver-

sammelte sich die ganze Gegend, um ihm ihre Trauer an den Tag zu legen. Er schied jetzt mit Thränen von den vielen Herzen, die mit Treue an ihm hingen, und deren Glück er begründet. Mit gerechtem Stolze verglich er in seinem Innern diesen Abschied mit dem, der ihm am Hofe der Gräfin Kalypso geworden. Wie viel edle Früchte hatte hier die goldene Saat hervorgetrieben, und wie viel taube Blüthen unter wucherndem Unkraut dort! —

Man wird vergeblich auf der Karte nachforschen, wo die Maulwurfsinseln liegen. Das ist unser Geheimniß. Wir würden sehr gegen unsern Vortheil handeln, wenn wir es verriethen; denn jene Inseln haben die Eigenschaft, jeden Zauber zu vernichten, der sich ihnen naht. Wie schlimm stände es also mit dem in dieser Geschichte angehäuften, wenn der Leser ungerufen und zur unrichtigen Zeit den Weg nach jenen verbotenen Eilanden fände. Zudem die Welt

hat so wenig Täuschung, sie ist so arm an Zauber, daß Derjenige wahrhaft abscheulich handelte, der ihr den Ort anzeigte, wo jede Täuschung verschwindet und jeder Zauber seine Macht verliert. Also der Weg, den unser Held nahm, bleibt unentdeckt; die metallene Kugel des Magiers, vor das Schiff ins Meer geworfen, übernahm die Leitung desselben. Es geht ein Gerücht, daß diese magische Kugel noch existire und daß sie im Besitze gewisser Kritiker sei, die häufig von ihr Gebrauch machen, um sich zu jenen Inseln führen zu lassen. Ist einmal die Straße geöffnet, so steht sie Allen frei. Wehe dann den alten schönen Zaubersagen der Weltgeschichte, die so rührend sind, die Millionen Herzen erwärmt haben, und doch am Ende nichts als lächerliche, barocke Märchen sind. Wahrlich eine böse Zeit wird kommen. Man wird sich die Illusionen stehlen, wie man sich früher die goldenen Dosen stahl, und nichts wird so gefähr-

lich sein, als viel Poesie bei sich zu tragen und sich damit auf die offene Straße wagen. Heimlich, ganz oben im Dachstübchen, werden zwei oder drei zusammenrücken und einen kleinen Borrath alter lieber Irrthümer mit einander verzehren, um mit dieser verbotenen Kost ein Leben zu fristen, das ohne „Lüge“ nicht bestehen kann. Die Armen, sie sind zu bemitleiden; doch sind sie noch im Besitze Dessen, was sie wünschen, aber ihre späten Enkel werden darben in einer Zeit, wo nur das Unglück und der Wahnsinn noch Illusionen haben.

Die Reise ging lange Zeit ganz glücklich von statten. Die silberne Kugel vertrat die Stelle eines Compasses, sie schwamm am Tage dicht vor dem Schnabel des Schiffs und in der Nacht leuchtete sie mit bläulichem Feuer. Die kleine Gesellschaft belustigte sich untereinander, so gut es gehen wollte, nur Tulipan's Ungeduld wuchs von Stunde zu Stunde. Er nannte als Grund

derselben sein Verlangen, den Vater zu begrüßen, allein so oft ihn Roger oder Fortunat in einsamen Augenblicken überraschten, fanden sie ihn mit dem Bilde der Prinzessin beschäftigt. „Nimm mir nur nicht auch die Braut, wie du mir schon den Vater genommen hast!“ sagte Fortunat bei solchen Gelegenheiten mit dem Tone eines gutmüthigen Vorwurfs. Tulipan lächelte und schwieg.

Der alte Gasconner war eben beschäftigt die Geschichte eines höchst merkwürdigen Schiffbruchs zu erzählen, bei dem er sich nicht scheute, den edlen Grafen von Poitiers von einem Haifische verschlucken und wieder ausspeien zu lassen, wahrlich, ein auffallendes Factum, als auch das Schiff Fortunats von einem heftigen Sturme überfallen wurde. Die Gefahr wuchs, je mehr man Mittel anwandte, den Widerstand des Windes zu brechen und dem Riele eine andere Richtung zu geben. Die drei Freunde, der Alte, die Matrosen,

Alles legte Hand an, und die furchtsame Fleur-de-lys hielt ihre Klagen zurück, um den Muth der Männer nicht zu lähmen. Dennoch entlockte ihr jede wild heranschäumende Welle, jeder erneute Stoß einen Seufzer, der, so leise er war, dem Ohre Roger's nicht entging, der sich zu ihr stahl, um sie zu trösten.

Wir waren schon Zeuge, welch ein Ende dieser Kampf gegen das empörte Element nahm. Aus den Wolken herab haben wir das unglückliche Schiff scheitern und seine Mannschaft dem Schooße der Wellen überantworten sehen. Der entsetzliche Augenblick, der Magelonens Auge mit Nacht umflorte, fand die unglücklichen Schiffenden mit mehr Muth und Fassung versehen, als die Unbekanntschaft mit der Gefahr es bei den drei Freunden besonders hätte glauben machen sollen. Fortunat verließ sich auf den Schutz seines ihm väterlich gesinnten Magiers, Roger und Tulipan auf ihre jugendlichen Kräfte, der Alte auf eine

dickleibige Tonne, die er aufs brünstigste umarmt hielt, und die schöne Fleur-de-lys hatte die Wahl, welchen breiten Schultern, unter den Vielen, die sich ihr anboten, sie sich anvertrauen wolle. So erreichten Alle glücklich das Gestade der Insel, in deren Nähe das Schiff strandete und unterging.

Unsere Reisenden saßen jetzt im hülflosesten Zustande auf einem öden Felsenriffe. Sie hatten das Leben gerettet, das ist freilich sehr viel, aber ohne Hoffnung es weiter fristen zu können, ist diese Gabe doch nicht so schätzenswerth, als sie auf den ersten Anblick erscheint. Schauernd vor Kälte und Unbehagen, in durchnästen Kleidern, nahmen sie, in eine nicht sehr graziose Gruppe verschmolzen, auf der breiten Steinplatte einer kleinen Anhöhe Platz. Roger gewann zuerst seinen guten Muth wieder; er erkletterte eine Felsenspitze und durchspähte von dort aus mit eifrigen Blicken den weiten Umkreis des

Meeres. Indessen suchte Fortunat am Ufer noch wo möglich Einiges von den Sachen aus dem Schiffe zu retten. Er fand nach langem vergeblichem Forschen endlich, zwischen einigen Ufersteinen eingeschlossen, ein kleines Bündel, das er begierig auffischte und in Sicherheit brachte. Wie willkommen war ihm der Anblick des Schazes, den es enthielt. Ein ganz neues Beinkleid, unbeschädigt von der Masse und von der zierlichsten Form. Er hielt es entzückt und verwundert vor sich ausgebreitet und unterließ nicht, die Feinheit des Stoffes zu prüfen und die grüne Blätterguirlande zu bewundern, mit der dieses unvergleichliche Kleid geschmückt war. Wir errathen, welch eine Bewandtniß es mit diesem Funde hat. Das Schicksal hat einen neuen boshaften Streich der armen Prinzessin Zephise aufgespart. Als Magelone im Uebermaße der Furcht und des Schreckens sich oben aus dem Wolkenwagen des Genius Tuberrose so weit herausbog, verlor sie von ihrem

Gürtel das Bündel, das rettungslos in die Tiefe hinabstürzte. Unglückliche Spröde, welches Loos wird dich jetzt treffen? Ach, wer wollte lange ungewiß darüber sein? Ein junger Bursche, der vor Kälte zittert und nichts sehnlicher wünscht, als die durchnässten Lumpen, die kaum noch auf seinem Leibe haften, abzustreifen, wird der noch lange Anstand nehmen, ein neues trocknes Kleid, das ihm der günstigste Zufall in die Hand spielt, anzulegen? Umsonst sind alle Versuche, dich zu retten, bedauernswerthe Prüde! Alles was in deiner Macht steht, ist, dich mit Stolz zu waffnen und dein Mißgeschick mit jener Größe der Seele zu tragen, die erhabene Charaktere selbst im Unglück zu Gegenständen unserer Bewunderung und Anbetung macht.

Kaum hat Fortunat seinen Anzug vollendet und betrachtet sich eben wohlgefällig im Spiegel der beruhigten Gewässer, als Roger auf der Felsenspitze einen lauten Schrei des Ent-

zückens ausstößt, der auf die angenehmste Weise im Ohre der armen Schiffbrüchigen widertönt. „Was giebt's?“ rufen zwölf Stimmen auf einmal hinauf. „Ein Schiff!“ tönt die Antwort herab, „und zwar ein Schiff, das geradezuweg auf uns zugesteuert kommt.“

Es war Dem wirklich so. Eine schöne reichausgestattete Gondel schwamm wie ein prächtiger Schwan langsam auf den Felsenriff zu. Alle hatten sich auf einen kleinen Platz zusammengedrängt, um das Wunderschiff herankommen zu sehen. Das Erstaunen wuchs, als zuerst die scharfen Augen Fortunats und zuletzt auch die der Uebrigen die Entdeckung machten, daß die Gondel ohne Leitung einer Menschenhand ihren Weg zu finden wußte. Der glänzende Raum ihres Innern war völlig leer. Die breiten Polsterbänke, so einladend dem Blicke der Ermüdeten, blähten ihre lippigen, mit Purpurdecken überzogenen Pfühle, ohne daß Jemand darauf Platz nahm. Die

Dielen von hellpolirtem Mahagoni mit eingelegten farbigen Hölzern warfen das Bild der Sonne zurück, die ihre Strahlen durch einige Ritzen des azurblauen, mit goldener Stickerei verzierten Baldachins fallen ließ. Eine schwelgerisch besetzte Tafel prangte im Schatten und überzog mit einer duftenden Atmosphäre von Ananas und Drangen das Gestade der nackten Felsenriffe. Man sah aus der Entfernung die hellgeschliffenen Krystallgläser blinken neben prächtigen bauchigen Flaschen, die nur darauf zu warten schienen, ihrer Pfropfen entledigt zu werden. Der Wind spielte mit dem schneeweißen Tischtuche und überstreute dieses kostbare Feld des Genusses mit Blüthen, die in einer prächtigen japanischen Vase in der Mitte der Tafel aufgehäuft standen und mit ihrer Poesie halb die kräftige Prosa einer dampfenden Trüffelpastete verdeckten, die mit dem ganzen Stolze ihrer Unentbehrlichkeit nur unwillig dieses „in den Schatten stellen“ zu dulden schien.

Wahrlich, eine Gondel dieser Art, die auf ein paar Duzend armer hungerleidender Schiffbrüchigen zuschwimmt, kann sicher sein, daß man sie mit Freuden willkommen heißt. Mit einem Jubelgeschrei strömten unsere Abenteurer in den festlich geschmückten Raum, in dessen Besitz sie sich sogleich setzten, da Niemand erschien, ihnen denselben streitig zu machen. Fortunat beseitigte noch alle etwaigen Besorgnisse der Art, indem er die Flagge am Kiel bemerkbar machte, auf der in silbernen Sternen der Name: Tomogiston eingestickt war. Jetzt wußten die Freunde, von wem die Hülfe in der Noth kam. Sie erwiesen der Küche des Zauberers alle mögliche Ehre und erhoben sich nicht früher von der Tafel, als bis alle Schüsseln geleert und alle Flaschen ausgestoßen waren. Unterdessen ging die Gondel ihren Weg fort und zwar durchschnitt sie mit einer reißenden Schnelligkeit die Gewässer, an der weder Wind noch Ruder Theil hatten. Eben-

so, wie sie angekommen, entfernte sie sich wieder, von unsichtbaren Geisterhänden gesteuert. Die Bahn, die sie zurücklegte, schien nur eine geringe Ausdehnung zu haben, dennoch hätte sie ein gewöhnliches Schiff in vielen Tagen nicht durchgemacht. Man reiste die Nacht durch und bekam am Morgen das Gestade einer Insel zu Gesichte, die, wenn nicht alle Anzeigen trogen, das Ziel der Reise sein mußte. Schon aus der Ferne sah der erstaunte Blick Paläste aufstau- chen und Thürme sich erheben, später erschienen herrliche Gärten und reizende Anpflanzungen, die ihr Bild im Wasser widerspiegelten. Die ganze Schiffsgesellschaft schickte sich an, ihr Erscheinen auf den Maulwurfsinseln auf die vortheilhafteste und eleganteste Weise einzurichten. Niemand wollte zurückstehen oder unbedeutend erscheinen. Roger schnürte das Corset Fleur-de-lys' fester, eine Fertigkeit, die er der Fee Kokombre zu dan- ken hatte, Tulipan, dem das Herz vor Freude

und Erwartung klopfte, rang das noch übrig gebliebene Wasser aus seinem Mantel, der Vater Claude sammelte in seinem Gedächtnisse schnell die schönsten und wunderbarsten Geschichten und Fortunat stolzirte auf dem Verdeck der Gondel, mit den „Rosen und Vergißmeinnicht“ geziert.

Ein mit üppiger Kunst verzierter Garten mit einer breiten Marmortreppe, die bis zum Meere hinabführte, nahm die Heranschiffenden auf. Ein schmetterndes Trompeten- Fanfare ertönte aus den Drangen und blühenden Mandelgebüsch. Oben auf dem Altan der Treppe zeigte sich die Prinzessin Omphale von ihrem Gefolge umgeben, in einer halbnachdenklichen und träumerischen Stellung, während der Zauberer Tomogiston mit einer Miene geschäftiger Freundlichkeit die Stufen herab, unsern Reisenden entgegenkam. „Nicht wahr?“ rief er, „das Diner, das ich euch schickte, kam zur rechten Zeit? Wie fandet ihr die Weine, das Gefrorene, das Wildpret?“

Er schloß den heraushüpfenden Tulipan zuerst in die Arme, dann faßte er Fortunats Hand, um ihn der Prinzessin vorzustellen, doch in dem Augenblicke, als der Fuß unseres Helden die Marmortreppe berührte, hörte er einen Schrei der Damen oben, und die Prinzessin entfernte sich auf das schleunigste. „Was ist das?“ schrie Tomogiston. — „Aber was muß ich sehen?“ setzte er im Zorne hinzu. „Welch ein Aufzug?“ — „Wie kannst du es wagen, so vor einer Dame zu erscheinen?“ „Ach, du wirst machen, daß meine Lieblingspläne scheitern!“

Diese Worte brachten Fortunats Unruhe und Verlegenheit auf die Spitze. Er senkte beschämt den Blick und ward mit Schrecken gewahr, daß die Rosen und Vergißmeinnicht ihn verlassen hatten. Eine nicht mehr ganz junge Schöne mit blassem Teint und einem Gesichte, auf dem Verwirrung und Unwille kämpften, stand ihm zur Seite. Aller Blicke wandten sich zu dieser

Erscheinung, von der Niemand wußte, wo sie hergekommen war. Sie machte ihrem Befreier eine stumme Verbeugung, die dieser, in dem Zustande, wo er sich befand, auf eine sehr ungeschickte Weise erwiderte. Der weite Kreis der Zuschauer schloß diese sonderbare Gruppe ein. Der Magier zerzte seinen Schützling, der ihm so wenig Ehre machte, am Arme und flüsterte ihm ins Ohr: „Vor allen Dingen, du Tollkopf, geh und kleide dich an.“ „Wir wollen alle Eröffnungen bis zu der Zeit versparen, wo du im Stande sein wirst, mit Anstand vor unsren Blicken zu erscheinen.“

„Aber in der That,“ stotterte Fortunat, „ich begreife selbst nicht, wie dieser Uebelstand in meiner Toilette so plötzlich“ —

„Niemand begreift das!“ rief Tomogiston. „Setz aber mach, daß du fortkommst. Es ist keine Zeit zu verlieren.“

Zehntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Das seltsame Gespann. — Der Mondscheinpalast der See Sonquille. — Wettstreit der Nymphen. — Vermählungsfeierlichkeiten auf den Maulwurfsinseln. — Fortunat König von Cypern. — Schluß des Märchens.

Wir wollen die Zeit benutzen, wo Alles in Erstarrung und Erwartung der Aufklärungen so seltsamer Räthsel unbeweglich auf der Marmortreppe stehen bleibt und unser Held sich nach einem Paar Unausprechbarern umsieht, von denen er hoffen darf, daß sie ihm keinen ähnlichen Poffen spielen, um uns nach dem ehrlichen Ganelon umzusehen, den wir zuletzt im Thorwege der Residenz verschwinden sahen. Jetzt treffen

wir ihn wieder, nicht weit von der Stadt, behaglich daherreitend in Gesellschaft des Hofnarren und eines zweiten Gefährten, den wir schon kennen. Die lange, dünne, in ein gleichmäßiges Schwarz gehüllte Gestalt, mit dem bleichen, trockenen, erloschenen Gesichte, haben wir schon gesehen. Wahrlich, es bedarf einer Entschuldigung, daß wir diese kostbare Figur unsern Märchens so lange in Venedig liegen gelassen haben, aber er drohte uns beschwerlich zu fallen mit einer langen larmoyanten Erzählung. Schon auf dem Schiffe hatten wir alle Mühe, ihm den Mund zu stopfen, und auch jetzt sind wir nicht Willens, ihn zu Worte kommen zu lassen. Das ist allerdings grausam. Was ließe sich, rufen die Verehrer der Romantik, aus einer so dankbaren Figur nicht Alles machen? Gerade einer solchen können die rührenden Parteen des Gedichtes zugetheilt werden. Solche Gestalten sind es, die in den Ritterromanen die meiste Wirkung

hervorbringen. Sie sind etwas langweilig, das ist wahr, allein sie machen durch tiefes Gefühl und Edelmuth Alles wieder gut. Sie verzehren sich in der reinen Flamme der „Minne,“ bis sie wenig mehr sind als Schatten, aber diese Schatten sind gerade das Sublimste, was die Poesie erfinden kann.

Unser Ritter hatte, wie gesagt, in Venedig auf die Prinzessin Zephise gewartet, vergeblich, wie man sich wohl denken kann; er war darauf auf den Einfall gerathen, die Spur der vier Pagen wieder aufzusuchen, und langte eben am Hofe an, wie dieser in dem traurigsten Zustande sich befand. Die schöne Kalypso war verschwunden. Zum Glücke trifft unser Ritter in einer entfernten Herberge unter lustigen Kameraden beim Würfelspiele den edlen Ganelon an, der seine böse Laune, so gut es gehen will, verreibt. Der Page erkennt den Ritter, sie umarmen sich und tauschen Erkundigungen und Ge-

ständnisse gegen einander aus. Ganelon theilt ihm seinen Plan mit, durch die kleine Magelone und den Hofnarren Fortunat's Aufenthalt zu entdecken, und der Ritter entschließt sich, ihn auf dieser Entdeckungsreise zu begleiten. Mancher Becher wird auf alte Erinnerungen geleert, des ehrlichen Crispin, der guten Trufaldine wird gedacht, das Unglück mit Feuer und Wasser auf dem Schiffe besprochen, und der Ritter will eben daran gehen, von seiner Liebe ausführlich zu erzählen, als die Thür sich öffnet und die buckelige Gestalt des kleinen Narren sich hineinschiebt. O, wie willkommen! Jetzt läßt sich Alles aufs Beste verabreden. Der Narr schlägt gern ein, denn er weiß nicht, was er an einem so traurigen Hofe machen soll. Am andern Morgen sind die drei Gefellen schon zu Pferde, und es geht in einem lustigen Trotte zum Thore hinaus.

Da Jeder seine besondern Eingebungen hat, so will Jeder auch einen besondern Weg ein-

schlagen, und so ziehen sie lange in die Kreuz und Quere herum. Es vergehen mehrere Tage. Sie gerathen in Streit und versöhnen sich wieder, sie kommen von den gebahnten Wegen ab, und ihre Pferde, klüger als sie, bringen sie immer wieder auf den rechten Pfad. Der Narr will schlafen, der Ritter will erzählen, Ganelon essen, und Alles dieses zur un rechten Zeit, wenn gerade die beiden Gefährten etwas Anderes im Sinne haben. Sie sagen sich einander die abscheulichsten Beleidigungen und trinken darauf beim nächsten Becher Wein sich die zärtlichsten Gefühle zu. Der Narr findet das Alles sehr natürlich, denn er hat sich schon längst daran gewöhnt, in keinem Dinge Zusammenhang und Consequenz zu suchen. Das Leben ist für ihn eine bunte Narrenjacke, zu deren zusammengeflickten Lumpen alle Ansichten, Systeme und Gefühle beisteuern. Der Ritter findet diese Gesinnung sehr gemein, und Ganelon lacht über den

Einen wie über den Andern. So streitend, lachend und gegen einander Systeme ausbreitend, gelangen sie in ein Dorf, wo ein Anblick eigner Art ihre Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Es ist ein Bauer, der, um seinen Acker zu pflügen, ein sehr seltsames Gespann in Thätigkeit setzt. Statt des Pferdes leucht die derbe Gestalt eines Mannes vor dem Pfluge, den der Narr, nachdem er ihn einige Minuten starr fixirt hat, mit einem lauten Schrei begrüßt. „Wie?“ ruft er und schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen, „ihr seid es, Herr Seneschall? O, ich will meiner Mutter dümmster Sohn sein, wenn ich je begreife, wie eure Herrlichkeit sich dazu herablassen können, die bescheidene Stelle eines Ochsen einzunehmen, um Furchen in einem Acker zu ziehen! Ihr, die ihr untröstlich waret, wenn die Brust eines Fasans, oder der Schenkel eines Kapauns nicht ganz so saftig und schmackhaft gekocht erschienen, als ihr es gewohnt waret; ihr, die ihr

tausend Hände in Bewegung seztet, um euern Kopffühl so zu polstern, daß er die biegsamste Elastizität mit der wollüstigsten Weichheit vereinigte; ihr" —

Ein trostloser vielsagender Blick, mit dem sich der unglückliche Eingespannte nach dem Sprecher umwandte, verschloß diesem den Mund zu ferneren beleidigenden Ausrufungen. Es war in der That der arme Seneschall; ach, der Treffliche, wie viel hatte er schon in diesen abscheulichen Pflug eingespannt, von seiner behaglichen Rundung verloren! Ein herzerreißendes, wehmüthiges Lächeln, das um Wangen spielte, die man, es fehlte wenig, hohl nennen konnte, ersetzte die frühere joyeuse Miene des eleganten Feinschmeckers. Die edle Haltung war völlig unter der nichtswürdigen Anstrengung erlegen, die erforderlich war, um einen Acker mit Furchen zu bedecken. Nie ist wahres Verdienst und irdische Größe so tief gesunken; nie sah man

einen Mann, der das unsterbliche Talent besaß, eine Tafel auf das geschmackvollste anzuordnen, so grimmig vom Schicksale mißhandelt, und noch nie wurden die Gaben eines großmüthigen Verschwenders so schändlich der Welt entzogen. Seine Geschichte ist die kurze, tragische aller Hofkabaln. Die zahlreichen Feinde des edlen Seneschalls hatten die Zurückgezogenheit und spätere Entfernung der Prinzessin benützt, um ihn zu stürzen und zu verjagen. Ein unbarmherziger Bauer hatte den ausgeplünderten, verstoßenen, den ärmlichsten Zufluchtsort auffuchenden Flüchtling zwar aufgenommen, allein für die karglichen Mahlzeiten, die er ihm austischte, und die der gebildete Gaumen des Edlen nur mit Widerstreben hinabwürgte, jene entehrenden Dienste von ihm in Anspruch genommen.

„Aber weshalb klagt ihr?“ nahm der Narr auf die Berwünschungen des Seneschalls das Wort. „Ich bitte euch, seht euern Zustand als

eine Allegorie an, und ihr werdet finden, wie tröstlich er euch alsdann erscheint. Eure Vorfahren haben vielleicht dieselben Felder durch Jagd und Krieg verwüstet, es ist nicht mehr als billig, daß ihr sie wieder in Stand zu bringen helft. Zudem habt ihr Gelegenheit euch populär zu zeigen. Ihr seid aus einem Hofmanne ein „Mann des Volks“ geworden. Das ist ein sehr ehrwürdiger Titel. Was sind alle imaginären Schätze des Wissens gegen diese höchst wirklichen Furchen, die ihr hier in die Erde gezogen, und mit denen ihr eure Mitwirkung zum allgemeinen Besten weit anschaulicher an den Tag legt, als durch die Anordnung der glänzendsten Tafel bei Hofe? Ich sage euch, nachdem man lange mit dem Schwerte auf die Menschenhaut, mit der Feder auf Pergament geschrieben hat, so wird man doch wieder dahin zurückkommen, mit diesem harten Griffel, den ihr eben führt, auf diese alte gute Tafel zu schreiben, die schon so viele

Jahrtausende hindurch uns ihre geduldige Fläche leiht. Der allervornehmste und bedeutendste Name wird derjenige sein, der in dieser Schrift den weitesten Raum einnimmt. O wahrlich, man wird aller Spielereien müde. Werft alle eure Bilder, eure Bücher, eure Statuen, eure künstlichen Maschinen und vor Allem eure Stammbäume ins Feuer und lernt, wieder die ehrwürdige Kunst „Furchen zu ziehen“.

Diese Standrede des Narren neben dem Pfluge, an den der unglückliche Seneschall angespannt war, that durchaus nicht die beabsichtigte Wirkung. Es versammelten sich mehrere handfeste Bauern, und als Ganelon und der Ritter Meleager dem Gefangenen mit Gewalt zu Hülfe kommen wollten, entstand ein verbes Gefecht, dem der Narr aus der Entfernung zusah, weil er keine Lust hatte, seine eben gehaltene Predigt über den Frieden durch eine so handgreifliche Widerlegung außer Wirkung zu setzen.

Der Ritter und Ganelon ermüdeten bald, und die Bauern, als sie sahen, daß sie keinen Gegner mehr zu bekämpfen hatten, besänftigten sich ebenfalls, indem sie sich unter einer Linde auf der nahen Wiese niederwarfen und sich's im kühlen Schatten wohl sein ließen. Der Ritter, als er diesen Kreis von anscheinend geduldigen Zuhörern sah, ließ sich durch einen Zug natürlicher Großmuth, die seinem Charakter eigen war, verleiten hinzugehen, um den einfachen Gemüthern die Geschichte seiner Liebe zu erzählen. Anfangs hörten sie ihm mit Aufmerksamkeit zu, ja der Kreis wurde sogar immer größer um ihn her, aber die eigenthümliche Weise unseres Erzählers machte bald, daß ein kleiner Unwille laut wurde. Ein alter mürrischer Kritiker des Dorfes erhob zuerst seine Stimme, indem er rief: „Daß nenne ich mir eine langweilige Historie! Ich glaube, Herr Ritter, ihr wollt die Schläge, die wir euch eben ertheilt haben, auf eine sanftere Manier uns wie-

der zurückgeben. Hört auf, ich bitte euch. Was geht uns die Prinzessin ZehnfüÙe und der Zauberer Bärin an?"

Der Ritter ließ sich durch diese plumpe Einrede nicht irre machen, er erzählte unausgesetzt weiter und sprach so lange, bis der sämtliche Kreis in tiefem Schlafe begraben lag, der Kritiker an der Spitze, der nur noch durch verstärktes Schnarchen seine früheren feindlichen Angriffe fortzusetzen schien. Endlich geschah Etwas, dessen sich weder der Ritter noch seine Zuhörer versahen, die äußerst wenigen nämlich, die noch wachten, zu denen Ganelon und der Narr gehörten; der zärtliche Anbeter Zephisens wurde plötzlich unsichtbar, und man hörte von ferne seine Stimme erschallen, die mit einem wehmüthigen Ausdrucke die Worte rief: „Wo bringt ihr mich hin, ihr böshafsten Geister? Meint ihr, daß ich euch nicht erkannt habe? Ihr seid Abgeordnete Merlin's, der seine Rache jetzt auch auf

mich ausdehnt! — Laßt mich doch wenigstens jenen ehrlichen Leuten das Ende meiner unglücklichen Abenteuer erzählen. Umsonst, ihr hört nicht auf meine Worte.“

Die Genien, die unsern Erzähler forttrugen (wir werden gleich hören, in wessen Dienste sie standen), achteten auch allerdings nicht auf diese Bitten und Vorstellungen. Sie mußten alle Kräfte anstrengen, die ihnen aufgetragene Reise so schnell, als es nur immer Geistern möglich ist, zu vollenden. Als sie sicher sein konnten, nicht mehr von menschlichen Augen belauscht zu werden, außer denen des Ritters, warfen sie das Incognito der Unsichtbarkeit ab und erschienen als vier runde frische Knaben, mit Fledermausflügeln an den nackten Schultern. Ihre großen rollenden, schwarzen Augen sahen sich einander mit dem vollen wilden Muthwillen kecker Zungen, denen ein „lustiger Streich“ gelungen ist, an, und ihre freideweißen Zähne enthüllten

sich im schallenden Gelächter, mit dem sie die einsamen Lüfte erfüllten. Auf ihren weithin flatternden schwarzen Locken brannte ein Kranz von feuerfarbenen Mohnköpfen, aus deren Kelchen ein betäubender Duft die Schläfen des Ritters einhüllte, so daß er bald demselben despotischen Einflusse unterlag, der seine Zuhörer unter der Linde in Fesseln geschlagen hatte. Als er seine Blicke wieder erschloß, war die Reise vollendet, und er befand sich in der Nähe eines Palastes, den die magischen Künste der mächtigen Gebieterinnen, die in dieser Geschichte eine so große Rolle spielen, auf eine ganz eigenthümliche Weise ausgeschmückt hatten.

Es war der Mondscheinpalast der Fee Sonquille.

Wir wollen ihn näher beschreiben. Kommt, ihr gefühlvollen Seelen, ihr Mädchen mit gebrochenem Herzen, ihr Priesterinnen des Schmerzes; ihr stillen Leidtragenden, ihr Engel mit ge-

brochenen Fittichen, unfähig, euch zum Himmel, euerm Vaterlande, zu erheben, von der dunkeln Erde festgehalten, hat euch die Frivolität der frühern Kapitel beleidigt, so thut sich euch hier ein stilles Heiligthum auf, in das ihr mit euern Thränen, eurer ewigen Sehnsucht, euern flatternden weißen Nonnenschleiern einziehen mögt in Frieden. Hört ihr die leisen Harfenaccorde, die durch die Nacht zittern? Man läutet euch die Messe der Herzen ein. Kommt, vereinigt eure Klagen mit dem Seufzerhauche der Nachtluft, mit dem melodischen Geflüster der Quellen und dem leisen Grusse der Blüthen. O, der Mondscheinpalast der Fee *Tonquille* ist ein Himmel für euch.

Ein weiter Park liegt vor uns. Seine Gruppen von Cypressen und Thränenweiden bilden auf dem hellen Grunde des Rasens dunkle Partien, die der Spiegel der Seen und Bäche in sich aufnimmt. An diesen Seen hin schlängelt sich der Weg, und wird hier durch einen prächt-

tigen Wasserfall, dort durch ein Felsenportal begrenzt. Ueber die ganze Gegend ist ein ewig sich gleich bleibender Sommernachthimmel, der einem einzigen ungeheuern Krystallbogen gleicht, ausgespannt, erleuchtet von dem mildesten Mondenglanze, der unverändert derselbe bleibt und wie ein „Traum der Liebe“ die Gewässer, Blumen und Gebüsche einhüllt. Dieser Mondenglanz strömt von keinem einzelnen Monde aus, sondern ist gleichmäßig über die ganze Kuppel des Himmels ausgegossen. Nur gegen den Horizont nimmt das klare bläuliche Licht etwas von dem Schimmer einer Abendröthe an, die dem entfernten Gebirge eine entzückende Farbenmischung mittheilt. Der Charakter dieser Gegend ist Stille, Einsamkeit, aber eine Einsamkeit, wie sie nur in dem erhabenen poetischen Grame der Liebe wohnt, genährt von einer ewig süßen und schmerzlichen Sehnsucht. Mitten in dieser schweigenden, im Mondschein blühenden Gegend steht ein Pa-

last, wie aus einem einzigen Stücke Bergkrystall gehauen und in dem Nebel von Mondenglanz gleich einem großen Diamant funkelnd. Zu diesem herrlichen Tempel der Geister führt eine doppelte Reihe Säulen, ebenfalls durchsichtig, schimmernd und wie Strahlen gefrorenen Mondscheins in die Lüfte steigend, sie enden am Portale des Palastes. Auf breiten Stufen ersteigt man dieses. Zu beiden Seiten erheben sich kolossale Vasen, gefüllt mit Lilien und weißen Rosen, die ihre Düfte mit dem weichen wollüstigen Athem der Sommernacht mischen. Nur scheu wagt es der Fuß, sich dem Eingange des Heiligthums zu nahen. Das breite hochgewölbte Thor steht offen — überall Stille, tiefe Einsamkeit, nur tief aus dem Innern der Gemächer tönen Accorde einer Musik, die nicht der Erde angehört. Anfangs leise, dann immer mehr anschwellend, nehmen sie jetzt die eigenthümlich klagenden Laute einer Flöte, jetzt die schärfer ausgeprägten Töne

einer Harfe an, in ihrer vollen Stärke ergießen sie sich jedoch, wie der Choral der reinsten Menschenstimmen, in einer Stärke und wilden Gluthingeströmt, die das Herz vor unnennbarem Entzücken, vor todbringendem Schmerze stille stehen macht. Aber zum Glück dauert dieser höchste Aufschwung nicht lange, die Wogen des himmlischen Gesanges fallen wieder allmählig, wie sie gestiegen, und ersterben endlich in dem leisen lispelnden Hauche, der wie die Seele der Nacht, wie der Pulsschlag dieses wunderbaren Lebens, unter den schweigenden Gebüsch, an den stillen Seen dahinflieht und verschwindet; bis es dem Geiste des Grams gefällt, ihn wie einen schweren Athemzug wieder hervorzuziehen und anschwellen zu lassen. Diese Wiederkehr ist regelmäßig. Alles in diesem phantastischen Umkreise bleibt unverändert. Das Gesetz, das hier waltet, scheint sich darin zu gefallen, immer dieselben schweremüthigen und erhabenen Bilder in gleicher Folge

einander ablösen zu lassen. Nie bricht der Tag mit seinem unruhigen und blendenden Glanze über jene Gebirge im Osten; die Morgenröthe, die dort schimmert, ist keine Verkündigerin des erwachenden geräuschvollen Lebens, eines Lebens, das so ungünstig den stillen Träumen, den im Geheimen brütenden Gedanken einer Seele ist, die dem verlorenen Glücke nachsinnt. Diese Nacht hat nichts von ihrer übermüthigen Nebenbuhlerin zu fürchten, sie herrscht ewig ungekränkt auf ihrem Throne. Keine Wolke deckt den Himmel, aber auch kein Stern erscheint an demselben. Ewig mit gleichem Schwunge plätschern die Springquellen und häufen ihre Silberfunken im Marmorbecken, ohne daß ein diebischer West es wagt sie ihnen zu stehlen und seitwärts auf den blendenden Weg auszustreuen. Keine Welle kräuselt die Oberfläche der dunkeln ruhenden Seen, und sie geben, nicht gestört durch die wechselnden Effecte des Tages und der Nacht, das Bild

der Blumen an ihrem Ufer unbeweglich wieder, ebenso unbeweglich wie diese Blumen selbst, die mit immer offenen Kelchen, Nachtwandlern unter den Blumen gleich, die geisterhafte Nahrung der Nacht einsaugen. In den Zweigen dieser dunkeln Bäume, die ein leises Gewebe von Mondlicht überzieht, baut kein Vogel sein Nest, sie entbehren der Stimme fröhlichen Lebens, die ihre Genossen in minder trostloser Einsamkeit zu durchschallen pflegt. Hier darf kein anderer Laut sich hören lassen, als jener schwermüthige Choral, der das Recht der Alleinherrschaft über das Ohr wie der Mondglanz über das Auge behauptet. Alles was hier lebt ist unter das Scepter dieser beiden Gewalten gestellt, sie bilden den mächtigen Talisman, der das Band der Verzauberung zusammenhält.

Dennoch entbehrt diese Gegend, die eine unglückliche Fee zu ihrem Aufenthalt gewählt, nicht alles Reizes der Belebung, obgleich auch dieser

Reiz ein besonderes schwermüthiges Gepräge, wie alles Uebrige, an sich trägt. Bald einzeln, bald zu langen Zügen sieht das Auge auf den Wegen des Parks Nymphen wandeln, in weiße Schleier gehüllt, das Haupt gesenkt und eine Lilie vor sich her tragend. So empfängt ihr Bild der Spiegel der Seen, an dem sie vorüberziehen, lautlos, in Betrachtungen versenkt. Andere sieht man in Grotten, schweigend, wie aus Marmor gehauen, neben Urnen sitzen, wieder andere an Bäume gelehnt, in jener hingebenden Stellung, die der Körper annimmt, wenn die Seele, dem Fluge ihrer Gedanken folgend, ihre Oberherrschaft über ihn ausgiebt. Diese Nymphen bilden die Umgebung der Fee, einst in glücklichen Tagen ihre Gespielinnen, jetzt die Theilnehmerinnen ihres Grams.

Unser Ritter, nachdem ihn seine vier Träger auf den bezauberten Boden abgesetzt, gelangte bald diesen stillen Wandlerinnen in die Nähe.

Sie schienen ihn nicht zu beachten, dennoch bra-
chen sie ihm zu Gefallen ihr melancholisches
Stillschweigen und unterhielten ihn durch eine
Art Wettgesang, der zum Gegenstand des poe-
tischen Streites das Thema wählte: ob die Sehn-
sucht oder das befriedigte Verlangen dem Herzen
größern Genuß bereite. Der Ritter erlauschte
kaum diese zwei interessanten Gegensätze, als
seine Theilnahme an der Frage sogleich den leb-
haftesten Schwung annahm. Er setzte sich auf
eine Rasenbank am See und schickte sich an, im
Stillen das entscheidende Urtheil zu fällen. Die
beiden streitenden Chöre hatten sich an den ent-
gegengesetzten Ufern des Sees gelagert und war-
fen sich ihre Thesen und Antithesen wie Bälle
einander zu.

Die Sprecherin für das befriedigte Verlan-
gen begann: „Wie kann man zweifeln,“ rief
sie mit einer sanften, aber zugleich lebhaften Stim-
me, „daß der Genuß das letzte und gewisse Ziel

ist, daß alle Sehnsucht erstrebt? Wohin treibt dieses ewigwache Verlangen als nach endlicher Befriedigung? Kann die Rose in der Knospe eingehüllt bleiben? Strebt sie nicht unaufhaltsam den grünen Kerker zu durchbrechen, um mit geöffnetem Kelch den Strahl des Morgens zu trinken? Ist sie als Knospe oder als aufgeblühte Rose die Königin der Blumen? Nicht in der Sehnsucht der Knospe, sondern im vollen Glanze und in der Befriedigung der Blume gelangt sie zur Herrschaft über ihre Mitschwester. Diana, als sie von Endymions Schönheit sich überwunden fühlte, begnügte sich nicht, die Sehnsucht ihres Busens durch den Anblick des Geliebten zu nähren, sie stieg herab, und erst in der süßen Befriedigung des Kusses fand sie das Ziel ihrer Wünsche. Und zugestanden, daß die Sehnsucht das höchste Glück sei, was soll dann die Unruhe, die uns immer weiter treibt? Wozu dieser Stachel im Glücke? Warum die Thräne, die nie versiegt,

die Klage, die nie aufhört? — Als der schaffende Gott die Seele mit ihrem schönsten Schmucke, mit Empfindung begabte, legte er in diese himmlische Kraft die ganze Fülle und Geschmeidigkeit, der die menschliche Natur fähig ist, durch Empfindung sollten die Gedanken geadelt, das Bewußtsein erhöht werden; nur eine empfindende Seele war fähig die höchsten und edelsten Grade des Glückes zu genießen, und die Blüthe der Empfindung sollte die Sehnsucht sein. Sie, das Göttliche im Menschen, ein unvertilgbares Merkmal seiner ewigen Bestimmung, war berufen, ihn daran zu mahnen, daß er ewig streben möge die Gunst der Himmlischen sich zu erhalten. Diese Gunst wird aber am ehesten durch Uebermuth verzerrt. Wehe dem Kühnen, der da verkennet, daß nur die himmlische Sehnsucht ewig glühen, jede irdische aber ihre Befriedigung suchen müsse. Vermessenheit wäre es, den höchsten Genuß in einem Streben zu suchen, dem die Götter

selbst ein deutliches Ziel zur Erreichung vorsehten. Wozu dieses Ziel, wenn das Streben für sich schon Zweck und Ziel wäre? Nein, der Genuß sei das Höchste, in ihm sterbe die Sehnsucht, wie das sanfte Licht der Morgenröthe in den Flammen des aufsteigenden Tages erlischt, wie die Knospe sich in die Blume wandelt, wie der Bach, der durch die Wiese irrt, den Schooß des Meeres aufsucht, wie die Puppe zum Schmetterling vordrängt, wie der Keim zum Baume sich gestaltet. So ringt Alles in Sehnsucht nach Befriedigung, und erst als es diese gefunden, hält es sein Dasein für beschloffen. Die ewige Triebkraft der Natur setzt nach jeder abfallenden Blüthe der Befriedigung einen neuen Keim der Sehnsucht an. So will es das Gesetz der Erhaltung. Aus diesem blühenden Kreise von Leben wäre aber das Herz verbannt, das sich dem Genuße verschloffe, das sich in eigenwilliger Selbstsucht ablöste von der Kette der Wesen

und dem starren Tode seine edelste Kraft vereinigte. Denn unbefriedigte Sehnsucht ist Tod.

„Unbefriedigte Sehnsucht ist Leben!“ erhob die Sprecherin von dem entgegengesetzten Ufer des Sees ihre Stimme. Es wird mir nicht schwer fallen, dieses zu beweisen. Wann tritt Erstarrung, Ueberdruß, Tod ein? Nach dem Genuß. Was hält die Kräfte ewig gespannt? — Die Sehnsucht. In dem Augenblicke, wo das Herz die Gewährung seiner Wünsche kostet, schlagen seine Pulse nicht mehr so heftig, sie erschlafen und ein träges Unbehagen füllt die Kanäle, die wenige Sekunden früher lebendiges Feuer schwellen machte. Die Sehnsucht steht über dem Genuße. Der Genuß ist der Freude erbittertester Feind, die Sehnsucht ist ihre Erhalterin. Im Genuße stirbt der Genuß, in der Sehnsucht lebt er ewig. Der Genuß ist zinsbar den äußern Umständen, die Schätze der Sehnsucht kann unserm Busen keine Gewalt rauben. Wohl

sind wir den Himmlischen ähnlich, die uns geschaffen, aber wir sind es durch ewig wach erhaltene keusche Flamme der Sehnsucht, in dem Momente der Befriedigung stürzen wir von unserer Höhe herab und gesellen uns dem niedrig geschaffenen Thiere bei. In diesem edlen Bewußtsein liegt keine höhrende Vermessenheit, die Freiheit des Willens ist die Quelle aller Tugenden. Erliege ich knechtisch einem Gesetze, das mein besseres Selbst nicht anerkennt, so ist mein Mangel an Widerseßlichkeit die strafbarste Schwachheit, der ich mich schuldig machen kann.“

„Aber der Genuß würdigt uns nicht allein herab, er benimmt uns auch unsre Schönheit. Du sprichst von der Rose, meine Freundin. Wohl an, gewährt dir die sich enthüllende Knospe oder der offene, dem Entblättern nahe Kelch einen reizendern Anblick? Welche von beiden wirst du zum Bilde der Schönheit wählen? Du führst die Göttin an, die von Endymions Lippen Küsse

stahl — aber wagst du zu entscheiden, ob im Busen Dianens, als diese Küsse geraubt waren, nicht ein Gefühl die Oberhand gewann, das weit entfernt war, mit der Süßigkeit zu wetteifern, die der erste verstohlene Anblick des Geliebten erzeugte? Die keusche unentweihete Sehnsucht hatte sie durch die üppige Fülle des Genusses getödtet, ihr jungfräulicher Wille war gebrochen, mit dem Stolze ihres Bewußtseins verschwand zugleich die zarteste Würze ihrer Leidenschaft. Nur als sie sich nach Endymion sehnte, war sie Diana; als ihre Lippen sich mit den seinigen vereinten, war sie nur noch das gemeine Weib, das ihrem Verlangen Folge leistet. Von der Göttin sank sie zur Sterblichen herab. Wir aber können uns von Sterblichen zu Göttern erheben, wenn wir eben das vermeiden, wodurch jene zu uns herabgezogen werden.

Sieh um dich, geliebte Freundin, weist du nicht selbst in diesem Wohnort der Sehnsucht?

Erblicke ich nicht deine Gestalt gelagert in den dunkeln Schatten des See's, der das Bild einer Seele ist, die in ihren unerforschten Tiefen die ganze Göttlichkeit ihrer Bestimmung ahnt? Umschließt dich nicht derselbe melancholische Himmel, wie er mich umschließt? Würdest du den ewig wechselnden unruhigen Genuß der stillen Betrachtung vorziehen, so hätte dein Fuß diese Schatten nie betreten. Nein, du bist einerlei Sinnes mit mir, denn du theilst mit mir denselben schwermüthigen Aufenthalt. O, wie süß ist es, an dem Gestade dieser Seen zu träumen, im Schatten dieser Cypressen zu wandeln. Fliehet, ihr Geister dieser Erde, fliehet; mich gelüstet nicht nach euren Schätzen! Mein Leben ist der heiligen Sehnsucht geweiht, die ihre Flamme an dem Altar des Gottes selbst entzündet. Einst, meine bange Seele wagt es zu hoffen, wird auch dieser Sehnsucht die Erfüllung werden, aber nicht hier in diesem Thale der Schmerzen. Unvollkommen

wäre hier jedes Glück, unmöglich die Befriedigung. Nur in unsern Träumen dürfen wir die Seeligkeit schmecken, nur in ihnen reifen unsere schönsten Hoffnungen. Unbefriedigte Sehnsucht ist Leben."

Bis hierher gelangte der poetische Wettstreit. Der Ritter schwankte eben, für welche der beiden Rednerinnen er sich entscheiden sollte, als er den Blick aufrichtend im Bogengang ein Geschöpf wie einen Leuchtkäfer auf sich zukommen sah. Als dieser seltsame Nachtwandler sich näher heranzugewegte, konnte man unterscheiden, daß seine Flügeldecken, wenn es wirklich ein Käfer war, mit den schönsten Brillanten incrustirt sein mußten; allein es war kein Käfer. Nach und nach entwickelte sich eine menschliche Gestalt und zwar die einer kleinen Frau mit einem großen, etwas unförmlichen Kopfe, auf dem ein majestätisches Diadem von blitzenden Steinen prangte. Mit ebendemselben Schmuck war die Kleidung bedeckt und

der Schleier eingefasst. Wir errathen schon nach dieser Toilette, daß die Dame, die auf unseren Ritter zukam, Niemand anders, als die Fee Kokombre sein konnte. Sie begrüßte ihren Gast mit ihrem eigenthümlichen graziösen Lächeln, bei welcher Gelegenheit der Ritter nicht wenig über den großen Zahn erschrak, der trotz des Dämmerlichts sich aufs Pikanteste bemerkbar machte.

„Mein Herr,“ begann die Fee, indem sie, eine kleine Verlegenheit zu verbergen, mit ihrem Fächer spielte, „ich störe Sie doch nicht? Wollen Sie dem Wettstreit noch länger zuhören? Ich versichere Sie, man kann ihn bis in alle Ewigkeit ausdehnen und am Ende ist doch nichts gewonnen und beide Theile behalten Recht. Wenn Sie mich fragen, so muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich diesen ganzen Kampf zu den völlig nutzlosen Subtilitäten rechne, um die man sich nur streitet, wenn man Langeweile hat. Doch sehen Sie da, das Wort Langeweile bringt mich auf

den eigentlichen Beweggrund, warum ich eine Zusammenkunft zwischen uns Beiden veranstaltet habe. Meine Geister haben Sie getroffen, wie Sie eben einen ganzen Kreis von Zuhörern um sich her in Schlaf versenkt hatten und zwar in einen Schlaf, der nicht auf überreizte Nerven, durch Nachtwachen ermüdete Organe fiel, sondern die gesündesten Naturen plötzlich so vollständig in Fesseln schlug, daß von allen diesen trefflichen Zuhörern bis jetzt noch Keiner Ihr Verschwinden bemerkt hat. Das heißt ich Talente haben, mein Herr. Wie schade, wenn eine so herrliche Gabe unbenutzt bliebe. Kommen Sie, im Palaste liegt meine Tochter in einem Zustande, der weder Schlaf noch Wachen ist, um sie zu heilen kommt es darauf an, sie in dieselbe kräftige Bewußtlosigkeit wie jene Bauern zu versetzen. Sie sind der Mann, um dieses Wunder auszuführen. Erzählen Sie ihr die Geschichte Ihrer Liebe.“

Der Ritter hörte diese Aufforderung mit einer Miene an, die da anzeigte, daß er nicht übel Lust habe, der sonderbaren Gestalt, die vor ihm stand, und die ihn mit dem angestregten Blicke ihrer hervorquellenden Augen fixirte, eine etwas trockene Abfertigung zu geben; aber die Fee ließ ihm keine Zeit, seine Entschlüsse auszuführen, sie hing sich, so gut es gehen wollte, an seinen Arm und zwang ihn gleichsam, mit ihr den Gang zum Palast anzutreten. Während des Gehens schwatzte sie mit der größten Geläufigkeit über tausend verschiedene Dinge, so daß der Ritter nicht eher Zeit fand, seine Einwendungen laut werden zu lassen, als bis es zu spät war und sie in dem Gemach der Fee Sonquille standen.

Die unglückliche Fee lag auf einem Ruhe-
bette von bläulich weißem Atlas mit silbernen
Sternen bestreut. Ein langer Schleier hüllte sie
ein und ließ von der schlanken Gestalt nichts

frei, als die kleinen Füße und das bleiche schöne Antlitz, dessen Augen geisterhaft weit offen, wie zwei dunkle Sonnen mit überirdischem Glanze leuchteten. Vor ihr aus dem Boden blühte eine Lilie empor, über deren Kelch eine unruhige blaue Flamme schwebte. Das Gemach war ringsum von dunkeln Vorhängen eingeschlossen.

„Da sehen Sie meine unglückliche Tochter,“ nahm die Fee das Wort, indem sie mit beifälligem Lächeln den Eindruck beobachtete, den die schöne Kranke auf den Ritter hervorbrachte. „So träumt sie schon Jahrhunderte lang, ohne daß irgend Etwas im Stande wäre, ihre Theilnahme zu erregen und sie aus diesem ängstlichen Zustande herauszureißen. Erst wenn sich diese Augen schließen, die mit so räthselhaftem Schimmer glänzen, wenn sich dieser Busen, der versteinert scheint, im ruhigen Athemzug des Schlummers senkt und hebt, erst wenn es mir gelingt, die Flamme dort über dem Kelch der Lilie

auszulöschen, erst dann ist Hoffnung, daß sie völlig geneset. O meine arme Tonquille, vernimmst du nicht den Ton der Mutterstimme? Wirfst du denn ewig taub sein für meine Klagen? Ach ist's möglich, daß ein Mann in deinem Busen eine solche Zerstörung anrichten konnte! Ein Mann — was ist ein Mann? Ein Geschöpf aus Thorheit, Leichtsinn und Schwäche zusammengefeßt, gut genug, daß wir eine Sommerstunde mit ihm verhandeln, doch niemals würdig, auf eine ernste Weise unsre Gedanken zu beschäftigen."

Die Fee sprach diese letzten Betrachtungen nur leise aus, indem sie sich auf ein Bänkehen stellte und ihre Arme ausbreitend, der schönen Gestalt der Ruhenden um den Hals fiel. Nach einer Weile bezähmte sie diese Aufwallung ihrer Gefühle und wandte sich zum Ritter, der unterdeß schweigend am Lager Platz genommen hatte. „Nun, edler Herr,“ rief sie ihm zu, „fangen

Sie Ihre Erzählung an. Ich gestehe Ihnen, daß ich schon tüchtig vorgearbeitet habe. Bemerken Sie jene Bücher? Kein einziges ist darunter, das sich nicht schmeicheln darf, die wohlgemeinteste Langeweile zu verbreiten. Sehen Sie diesen Codex von Minneliedern, hier ist der Roman von der Rose, der Theuerdank und eine kostbare Ausgabe des Nibelungenliedes mit gelehrten Noten, dann ein ganzer Stoß alter nordischer Sagen, eine abgeschmackter und unverständlicher wie die andere. Neue Romane fehlen nicht, alle jenen Mustern nachgearbeitet, ein Engländer, berüchtigt durch seine Breite, ein Deutscher, durch die albernste Uebertreibung, ein Franzose, durch geschmacklose Verzerrung — am wirksamsten, habe ich gefunden, sind hier die drei starken Bände eines ehrlichen deutschen Romanes, der über den Bau des Straßburger Münsters handelt. Wahrlich, dieser gute Deutsche ist etwas spät gekommen; er ist der letzte in dieser

schwerfälligen Heeresabtheilung der Literatur; wir wollen ihm die Ehre erzeigen, ihn mit einem der Ersten im Heere zusammenzustellen, mit dem kleinen Buche dort, das den Titel führt: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders.“

Die kritischen Betrachtungen der Fee wurden durch einen freudigen Ausruf unterbrochen. Der Ritter hatte, während sie sprach, seine Erzählung schon begonnen und bald nach den ersten Worten senkten sich die Augenlieder der schönen Sonquille, er sprach weiter, und sie schlossen sich gänzlich, er hielt noch immer nicht inne, und die Athemzüge einer Schlafenden erfüllten das Gemach. „Sie schläft!“ rief die Fee mit vor Freude halberstickter Stimme, „wahrlich, sie schläft! Kostbarer Mann, was einer ganzen romantischen Bibliothek nicht gelungen ist, führen Sie in wenigen Augenblicken aus.“ Sie drückte dem Ritter die Hand und löschte zugleich mit einer raschen Bewegung die Flamme aus, die über dem Kelch

der Lilie schwebte. Sogleich ging ein lauter klingender Ton durchs Gemach, die Vorhänge sanken nieder, der Palast erbebte in seinen Grundpfeilern, draußen vor den Fenstern rauschten die Bäume beim ungewöhnlichen Sturme, Stimmen riefen und gaben aus der Ferne Antwort, ein unruhiges Gehen und Kommen belebte die Gänge und Treppen des Palastes, die Todtenstille war gewichen, und eine Helle wie die des aufgehenden Tages verbreitete sich im Gemache und übergöß die Gestalt der schönen Fee, die sich eben langsam und wie aus einer schweren Betäubung erwachend von ihrem Lager aufrichtete. Ihr erster Blick fiel auf den Talisman, der außer Wirkung gesetzt worden, und mit einem leisen Seufzer sank sie wieder in die Polster zurück.

In dem Moment öffnete sich der Vorhang der Thüre, und der Genius Tuberrose trat herein. Er war in der elegantesten Hofkleidung.

Ein Rock mit diamantenen Knöpfen umschloß seine zierliche Taille, ein mit eben diesen Steinen besetzter Degen schwankte an der gewölbten Hüfte, das Haar gepudert und die Lilien und Rosen des Gesichts durch Mouschen hervorgehoben. Er streckte die kleinen weißen, von Spitzenmanschetten umhüllten Hände mit dem Ausdrucke des freudigsten Schreckens aus, als er die schöne Tonquille aufgerichtet auf ihrem Bette sitzend fand. Sie erhob sich und indem sie ihm eine anscheinend nachlässige Verbeugung machte, umfloß ihr Antlitz die lieblichste Glut. Sie reichte dem Genius die äußersten Fingerspitzen, die dieser mit einer respectvollen leisen Berührung an seine Lippen brachte. Die Fee und der Ritter standen bei diesen Begrüßungscomplimenten schweigend in der Ferne.

„Wie, Tuberrose,“ begann die junge Dame mit ungewisser Stimme, „ich sehe Sie hier? Was hat Sie bewogen, die Wohnung einer Einsa-

men aufzusuchen, die Ihnen keine Zerstreuung und Erheiterung bieten kann?"

Der Genius warf sich vor ihr auf ein Knie nieder. „Schöne Sonquille,“ rief er mit einem Ton verführerischer Weichheit, „keine Vorwürfe! Sie würden mich zu tief niederbeugen. Was auch zwischen uns vorgefallen sein mag, lassen Sie es in diesem Augenblicke vergessen sein, wo ein Kneiger zu Ihren Füßen liegt. Lassen Sie mich glauben, daß Sie der Stimme Ihres Herzens Gehör geben, wenn Sie jetzt meine Verzeihung aussprechen.“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, mein Prinz,“ erwiderte die Fee. „Ihre Entfernung war die Folge nachtheiliger Einflüsse, denen auch die treuesten Charaktere ausgesetzt sind. Doch ich erstaune, warum haben Sie sich diesen Zwang aufgelegt, warum seh’ ich Sie nicht von Ihren Hunden begleitet?“

Der Genius erröthete. „Zuviel Güte,“

sagte er leise. „Ich fühle, daß ich Sie öfters durch meine Rohheit, durch niedrige Neigungen beleidigt habe, nie sollen Sie wieder Ursache haben, schöne Fonquille, sich darüber zu beklagen.“

Der Ritter Meleager wandte sich zur Fee und sagte leise: „Ich begreife nur nicht, wie man bei einer so rührenden Bewillkommungsscene zwischen zwei Liebenden von Hunden sprechen kann.“

„Sehr natürlich,“ erwiderte die Angeredete. „Gerade die kleinen Schwächen und Launen sind es, die immerdar die Bündnisse trennen. Man lebt oft sehr zufrieden zusammen mit groben Lastern, aber man verzeiht sich nicht die Löcher im Strumpfe.“

Sie wandte sich nach diesen Bemerkungen wieder zu der Gruppe, die ihre Aufmerksamkeit in so lebhaftem Grade fesselte. „Gut, sehr gut, meine Kinder!“ rief sie. „Diese Versöhnung verspricht bleibende Früchte zu tragen; aber er-

laubt mir, euch zu sagen, daß wir keine Zeit zu verlieren haben. Laßt uns eilen und von den Maulwurfsinseln Besitz nehmen. Du weißt, Sonquille, daß ich dich zu der Königin dieser mir einst so theuren Gilande machen will."

„Ich verlange nicht nach diesem Glücke,“ sagte die junge Dame mit einem kalten Lächeln.

„Wie? Was hör' ich? Und du willst in diesem traurigen Aufenthalte deine Tage verschleudern?“ rief die Fee.

Der Genius näherte sich ihr mit einer ehrerbietigen Miene. „Auch ich stimme dem Wunsche meiner angebeteten Sonquille bei. Dieser Palast, diese Gärten, die ihren melancholischen Schleier jetzt abgestreift haben und im schönsten Sonnenlichte glänzen, sind mir lieber, als jene fernen Gilande. Uebrigens habe ich eben selbst vor wenig Augenblicken auf ihren Besitz verzichtet und sie dem Sohne Tomogiston's abgetreten.“

„Was muß ich hören!“ rief die Fee. „Macht man so meine Anordnungen zu nichte? Will man mich überreden, Tomogiston habe außer Thnen noch einen Sohn?“

„Er hat einen,“ nahm der Genius mit einem festen Ton der Stimme das Wort. „Und zwar hat er diesen Sohn erst kürzlich aufgefunden. Nehmen Sie Platz, meine Damen, und ich will Ihnen die merkwürdigen Ereignisse erzählen, die sich auf den Maulwurfsinseln zugetragen. Ich komme eben von dort her.“

Wir wollen diese Erzählung dem Leser erlassen, wie wir ihm die des Ritters erlassen haben. Der Inhalt derselben war die Bestätigung von Fortunats glücklichen Hoffnungen. Der Magier erkannte in Tulipan seinen Sohn, mit dem er auch besser zusammenstimmt, als mit unserm Fortunat. Dieser hatte durch das unglückliche Ereigniß der plötzlich verschwindenden Unausprechbaren die Gunst der Prinzessin Omphale ver-

scherzt, ein Mißgeschick, das für ihn von nicht sehr großer Bedeutung war, das dagegen für Tulipan den glücklichsten Einfluß äußerte, indem Tomogiston keine Schwierigkeit fand, das Herz der Prinzessin für den glücklichen Worttänzer auf den Bällen zu Famagusta zu erbeuten. Dieser wurde nun aus einem vertriebenen Pagen Sohn eines Zauberers und König der Maulwurfsinseln. Der Genius Tuberrose schloß seinen Bericht, indem er eingestand, daß er Niemand mehr diese Krone gönne, auf die er selbst gern Verzicht leistete, als dem schlanken Tulipan.

Die Fee ließ ihn kaum ausreden, so schrie sie schon mit heftiger Stimme: „Aber ich? Und von mir verlangt man, daß ich dieses Alles so geduldig mit ansehen soll? Wo ist mein Wagen? Ich will sogleich die Reise zu den Inseln antreten. Begleitet mich, Herr Ritter.“

Die Liebenden boten vergeblich alle Mittel der Ueberredung und Besänftigung auf, mitten

aus ihren Umarmungen verschwand die erzürnte Fee mit dem Ritter. Als der Letztere seine Befinnung, die bei diesem schnellen Wechsel der Dinge sich etwas getrübt hatte, vollkommen wieder in seiner Gewalt hatte, sah er sich auf einem weißen Flügelrosse, auf dessen Groupe die Fee Platz genommen hatte. Auf die Zeichen seiner Verwunderung erwiederte sie: „Mein Wagen geht zu langsam, dieses Roß ist an schnellere Reisen gewöhnt; es kommt Alles darauf an, daß wir bald an Ort und Stelle anlangen. Sieh da, schon leuchten dort im Dunkeln die Fenster des Palastes, wo man wahrscheinlich eben die Vermählung feiert. Geben Sie dem Pferde die Sporen; ein Augenblick zu spät, und Alles ist verloren.“

Der Ritter that, wie seine eigensinnige Dame befahl. Als eben der Mond um die Mitternachtstunde im Westen aus dem Schooße des Meeres tauchte, setzte das wunderbare Roß sei-

ne Hufe auf den Marmorboden der breiten Treppe. Die Fee sprang ab und eilte ohne sich weiter um ihren Begleiter zu kümmern, dem Schlosse zu, aus dem eine rauschende Musik in die Blüthenbüsche des dunkeln Gartens niederwogte. Der Ritter sah sie hinter diesen Blüthenbüschen verschwinden. Er selbst schlug, unerschlüssig, was er thun sollte, den ersten besten Weg ein, der in die Nähe eines majestätischen Springbrunnens führte, an dessen Stufen er Platz nahm, um sich ungestört seinen verworrenen und trüben Erinnerungen zu überlassen. Wir müssen gestehen, daß er Stoff genug zum Nachdenken hatte. Die Reise durch die Luft auf einem Flügelpferde, die Scenen im Mondscheinpalaß und zu allem dem die Ungewißheit, die ihn plagte, über das Schicksal seiner beiden Gefährten, die er im Kreise der schlafenden Bauern zurückgelassen, waren eben so viel Räthsel, mit deren Lösung er sich den Kopf hätte zer-

brechen können, wenn er hierzu Neigung gehabt. Doch er befriedigte seine Zweifel lieber mit dem Grundsatz, daß in einer Welt, die aus Widersprüchen und Wundern zusammengesetzt sei, man auf jede einzelne Seltsamkeit nicht Sagd machen dürfe. Er war eben im Begriff, von diesen allgemeingültigen Betrachtungen auf sein besonderes Schicksal überzugehen, als zwei flüsternde Stimmen im Gebüsch seine Gedanken dorthin lenkten. Es war so dunkel, und die herabhängenden Zweige bildeten einen so dichten Vorhang, daß er sich vergeblich mühte, die Gestalten zu erkennen, die sich mit einander bald scheltend, bald liebkosend besprachen.

„Ist's möglich!“ rief die eine Stimme. „Du konntest mich einer so groben Untreue fähig halten? Ich sollte dir in das Zelt der Prinzessin nachgeschlichen sein, um dort einem fremden Manne Gehör zu geben? O wie elend hast du mich durch deinen Argwohn gemacht!“

„Vergiß, meine süße Magelone,“ entgegnete die andre Stimme. „Ich war ein Thor, ein wahnsinniger Thor. Bestrafe mich, wie du willst, aber jetzt gieb mir den Kuß der Versöhnung.“

„Still,“ flüsterte die Stimme, „man könnte uns belauschen.“

„Sei ohne Furcht,“ klang die Antwort. „Alle sind sie im Tanzsaal. Die verschwiegene Nacht allein ist unsere Vertraute.“

„Aber wirst du mir auch nie wieder solche Streiche spielen?“ —

„Gewiß nie. Wir sind vereinigt für's ganze Leben.“

Das Gespräch verstummte, der Ritter lauschte noch nach dieser Seite, als auf der entgegengesetzten, ebenfalls aus dem dunkeln Gebüsch hervor, folgende Worte laut wurden:

„Ich sage, daß es eine beispiellose Keckheit ist,“ rief eine Stimme, die keiner Andern als der Fee Kokombre gehörte, „die Sache ohne

mich in Richtigkeit zu bringen. Sie kannten doch meine Absichten, Tomogiston.“

„Aber beste Kokombre“ —

„Nichts da“ —

„Bedenken Sie das Schicksal unserer Kinder!“—

„Unserer Kinder! — Welche Impertinenz. Was gehen mich Ihre Kinder an? Wenn ich für jedes derselben eine Erbschaft schaffen müßte, so hätte ich allerdings viel zu thun.“

„Gleichwohl ist die Sache nun einmal geschehen. Ach, wissen Sie, woran mich dieser Garten und besonders diese Stelle mahnt?“

„Nun?“

„An unsere erste Zusammenkunft. Damals stießen Sie mich nicht so grausam von sich, holde Fee. Ich erhielt Beweise Ihrer aufrichtigen Gunst.“

„Woran erinnern Sie mich — Ach!“ —

„Lassen Sie uns den Bund des Friedens schließen. Wir sind unbelauscht. Dieser dunkle

Kaubgang sei die heilige Stätte, wo zwei Herzen in erneuter Flamme für einander entglühen."

„Welche Sprache! — Wahrlich, Tomogiston — Sie könnten mich überreden, daß — eine unverzeihliche Schwäche — den Hauptfehler meines Charakters ausmacht" —

„Reizende Fee!" —

Ein lauter Schrei, den der Ritter hier ausstieß, schnitt die Folge dieser zweiten zärtlichen Unterredung ab. Unser Held hatte die Prinzessin Zephise erkannt, die sich eben dem Springbrunnen näherte, ohne Ahnung, wen sie an den Stufen desselben finden würde. Die Zusammenkunft dieser Treuliebenden trug ganz das leidenschaftliche Colorit solcher Scenen an sich. Es war vollkommen in der Ordnung, daß der Mond dabei hinter den Wolken hervortrat und die bleiche abgemagerte Gestalt des „minniglichen" Ritters beleuchtete. Die edle Prüde hörte jetzt seinen Antrag mit einer gänzlich veränderten Ge-

sinnung an. Obgleich ihre Arme wieder die symmetrisch verschränkte Stellung angenommen hatten und ihre Augen sich wieder niedersenkten, erlaubte sich ihr Herz jetzt ziemlich laute Einflüsterungen. Man ist nicht umsonst ein halbes Jahr lang das, was die Prinzessin gewesen war und was sie erst aufhörte zu sein, als der Fuß Fortunats die Marmortreppe betrat. Wir wissen, welche komische Figur er machte, als die sich metamorphosirende Prinzessin sich unmittelbar von seinen Beinen löste. Die Verbeugungen, die er gegen sein belebtes Beinkleid richtete, und die Dankesagungen, die es ihm dagegen stotterte, brachten den ganzen Kreis der ernsthaften Bewohner der Maulwurfsinseln zum Lachen. Die wohlthätige Absicht Merlins war erfüllt. Die gute Prinzessin Zephise zitterte, wenn sie daran dachte, einer zweiten Pönitenz der Art sich fügen zu müssen. Die Fee Preciöse und alle sechzig Prüden hätten jetzt vergeblich ihren

Einfluß auf sie geltend zu machen versucht; sie schenkte nach einigen Weigerungen (diese hätte sie in keinem Falle weggelassen) ihre Hand dem treuen Ritter, und endete somit das lange Schmachten dieses Edlen. Fortunat und Magelone traten eben zur rechten Zeit herzu, um ihre Glückwünsche anzubringen. Magelone entledigte sich dieser Pflicht besonders gern, da sie in ihrem innersten Herzen eine kleine Eifersucht gegen die Prinzessin sich nicht verhehlen konnte, von der Zeit her, wo diese freilich in einer gezwungenen, aber sehr vertrauten Gemeinschaft mit Fortunat gelebt hatte. Die Prinzessin ihrerseits grollte der kleinen Blondin, daß sie die Unachtsamkeit gehabt, damals das Bündelchen auf den Felsen herabfallen zu lassen. Aber man besaß gegenseitig so viel gute Lebensart, diese kleine Empfindlichkeit unter der Maske der aufrichtigsten Ergebenheit und Freundschaft zu verbergen. Die Fee Kokombre, die am Arm des Magiers mit

der größten Unbefangenheit aus dem Gebüsch trat, empfing mit graziösem Lächeln die Dank-sagungen ihres Schütlings und seiner Auser-wählten. „Ihr seid mir keine Lobsprüche schul-dig,“ rief sie, indem sie die Schleppe ihres Klei-des aus dem feuchten Grase zog. „Hier steht der Mann, der dir, mein guter Fortunat, so ernstlich wohl will, daß er dich für gut genug achtet, der Mann seiner Tochter zu sein.“

„Wie,“ rief unser Held außer sich, „Maga-lone ist eure Tochter?“ —

„So ist's,“ erwiederte der Magier. „Ich erzählte dir, daß die unglückliche Prinzessin, die, mit mir in einer Flasche verpackt, an die Küste von Cypem verschlagen wurde, mich zum Va-ter einer Tochter machte, und dieses Kind ist Ma-gelone, die ich nach dem Tode ihrer Mutter in der Einsamkeit des Gebirges in meiner Nähe er-ziehen ließ. Meine Studien und mein der Ruhe gewidmetes Leben machten, daß ich nicht sehr auf-

merksam auf das Mädchen sein konnte, die, wie ich nachher gehört, den Nachstellungen des lieberlichen Genius, so wie auch der deinigen, ausgestellt blieb. Du kannst dir wohl denken, wie verdrüsslich mir Nachrichten der Art waren; ich hielt dich, wie ich glaubte, mit gutem Recht, für meinen Sohn, und abgesehen davon, daß du deine Schwester niemals hättest heirathen dürfen, denn man muß auch im Feenreich auf eine gewisse Ordnung halten, so hätte auch mein Plan, dich mit der schönen Dymphale zu vermählen, durch diese Liebeleien scheitern können. Jetzt aber hat das Schicksal, jene dunkle Macht, der wir uns ebenfalls fügen müssen, die Dinge anders geordnet. Ich habe nichts dagegen, dir meine kleine Ungehorsame anzuvertrauen, ja ich will meine Großmuth noch weiter ausdehnen und dir den Thron von Samagusta verschaffen. Vor nicht langer Zeit haben mir meine Kundschafter gemeldet, daß der alte abergläubische König gestor-

ben und das Reich und die Geschäfte in der größten Unordnung hinterlassen hat. Mit der Macht deines Reichthums und deiner edlen Geburt, in Cypern gilt diese noch Etwas, wird es meinen Geistern, die ich unter den Reichsrath verstecken will, nicht schwer fallen, dich auf den erledigten Thron zu bringen.“ — Als Fortunat und Magelone den Fluß dieser schönen inhaltreichen Rede mit ihren Dankfagungen unterbrechen wollten, rief der Magier unwillig: „Keine Exclamationen! Was wir thun, müssen wir als ehrlicher Familienvater, der Himmel steh' mir bei, ich bin mir selbst noch nie so alt und pedantisch vorgekommen, für unser Fleisch und Blut thun. Man hat in seiner Jugend lustig gelebt, dafür muß man sich im Alter an die Rechenbank setzen, um seinen Kindern ein kleines Einkommen zu verschaffen.“

Der ehrwürdige Gelehrte nahm mit diesen Worten eine sehr bedächtige Priße und schüttete einen Theil derselben mit einem nicht ganz sei-

nen Scherze, doch Gelehrte machen nie feine Scherze, auf das Busentuch der Fee Kokombre. „Doch laßt uns jetzt, Kinder,“ rief er nach einer kleinen Pause, „hinauf in den Saal gehen. Die Nacht wird kühl und der Platz hier am Springbrunnen gehört keineswegs zu den gesunden.“

Unsere glücklichen Paare begaben sich in den Tanzsaal. Dort tummelte sich ein sehr geräuschvolles Leben durcheinander. Die Chöre der Musiker füllten den glänzend erleuchteten Raum mit den rauschendsten Tanzmelodien. Eben begann eine neue Menuet, und die Fee Kokombre mit dem Magier Tomögiston stellte sich an die Spitze derselben, zu ihrer Seite tanzte Tulipan mit der Prinzessin Dymphale, Roger mit seiner Fleur-de-lys, Fortunat mit Magelonen, auf diese folgten Corisande, Thisbe und Corella, alle drei wieder in ihren natürlichen Zustand zurückversetzt, mit ihren drei Rittern, den Schluß machte die Prin-

zessin Zephise mit ihrem Vielgetreuen. Wenn man die Perspective dieser Menuet herabsah, erblickte man die schwankenden Federn der Damen, gleich einem reifen Kornfelde, das ein lauer West in wellenförmige Bewegung setzt. Diese Federn beschatteten Gesichter, unter denen keines häßlich war und die alle eine Miene von Vergnügen und befriedigter Eitelkeit schimmernd machte, dennoch blieb der Blick des Beschauers immer zuerst auf dem erröthenden Gesichtchen der kleinen Magelone haften und gelangte erst mit Absicht sehr spät auf die noch immer etwas strengen Züge der gebesserten Prüden. Zu den minder Schönen gehörte das Hoffräulein Corisande, die in den vollen Besitz ihrer entstehenden Runzeln wieder eingesetzt war. Es erging ihr, wie gewissen Fürsten, denen man ihr kleines Land mit allem Zubehör richtig wiedererstattet und dabei keine der haufälligen Hütten und zusammenstürzenden Ruinen vergißt. Die Fee

Kokombre, die keinen Anspruch machte, zu den „Schönen“ gezählt zu werden, glaubte dennoch Ursache zu haben, auf ihre Brillanten und ihre Art die Füße zu setzen, stolz zu sein. Sie überließ sich im Tanze einem so vollkommenen Abandon und schwebte, oder rollte vielmehr so schnell durch die Reihen, daß der gelehrte Magier Mühe hatte, seiner Tänzerin zu folgen. Diese prächtige Menuet, in der wir fast alle Figuren unseres Märchens tanzen lassen, hatte ihr Ende, wie alle sublunaren Erscheinungen ihr Ende erreichen. Mit dem letzten Paukenwirbel und dem letzten Trompetenstoß wollen auch wir von der Bühne abtreten. Der kleine Tulipan bedarf der Ruhe; so sehr er noch den Lebhaften affectirt, so sehr er auch seine Gäste zu bleiben bittet, man kennt die schlecht verhüllte Diplomatie solcher Einladungen und unsere Gäste wissen sie auch in ihrem wahren Gehalt zu würdigen.

Scharfsichtige Astronomen jener Zeit haben

in der Nacht, die wir eben beschrieben, ein sonderbares Gestirn entdeckt, eigentlich eine Anhäufung mehrerer Sterne, und ihre Beobachtungen hierüber fassen viele Bände; wir können aber versichern, daß es nichts Anderes gewesen, als der Zug der Feenwagen, die auf dem Heimwege begriffen waren. Allerdings ein schönes Schauspiel.

Es ist noch zu bemerken, daß der gelehrte Magier sein Versprechen hielt und seinen Schwiegersohn zum König von Cypren machte. Fortunat benutzte die Lehren, die ihm sein bewegtes Leben gegeben und machte in einer langen weisen Regierung sich und sein Land glücklich. Er schaffte die Maitressen und Gespenster ab und reinigte auf diese Weise den Hof von Famagusta von zwei Gattungen sehr gefährlicher Wesen. Man behauptet aber, daß nach ihrer Entfernung eine gewisse tugendhafte Langeweile sich eingestellt habe, die umsonst durch die weisesten Maßregeln bekämpft wurde, und die noch übler war, als das

verjagte Uebel. Die Hofdamen fanden, nachdem es keine „Kinder des Traumes“ mehr gab und keine „Magier aus der Wüste Thebaïs,“ daß das Leben seinen hauptsächlichsten Reiz verloren habe. Sie flüchteten also in ganzen Schaaren in die nahen Wäldchen bei der Stadt, in der stillen Hoffnung, eine Fee oder ein Zauberer werde dort Toilette machen und dabei ihrer Hülfe bedürftig sein. Allein das Abenteuer mit der Fee Kokombre und den vier Pagen wiederholte sich nicht. Wahrscheinlich war die gute Fee auf eine Zeitlang müde geworden, sich mit den Sterblichen abzugeben oder sie begnügte sich dem Glücke ihrer Kinder im Mondscheinpalast zuzusehen. Tomogiston ließ sich eben so wenig blicken. Er beschäftigte sich jetzt auf die ernstlichste Weise mit seiner endlichen Abreise in die neunzehnte Welt. An Fortunats Hofe fanden die beiden Gefährten Ganelon und Roger die gastfreundlichste Aufnahme. Der Letztere als Hof-

poet und der Erste als Seneschall. Er machte diesem Posten mehr Ehre als der dicke Günstling der Gräfin Kalypso. Dieser kam wieder zur Gunst seiner Gebieterin, die Herrin sowohl als der Diener hatten Beide nicht umsonst die guten Lehren empfangen; die Eine ließ von ihrer Koffetterie und der Andere von seiner Prunksucht und Verschwendung so viel ab, als Charaktere der Art von ihren Lieblingschwächen abzulassen pflegen. Vom Hofnarren wird erzählt, daß man für nöthig befunden, um seinen Wiß zu erneuern, ihn nochmals auf Reisen zu schicken, daß er aber von dieser Reise nicht heimgekehrt, sondern bei dem ehrlichen Crispin und der schon etwas alternden Trufaldine einen ruhigen Verbleib gefunden. —

Von den Zaubergaben der Fee waren drei rettungslos verloren. Der Säckel Fortunats war jedoch erhalten durch den Umstand, daß er in dem abgelegten Beinkleid auf der Felsenklippe

zurückgeblieben war. Er kam wieder in Besitz unsers Helden, der seine Goldquelle aufs Beste anwandte. Nach dem Tode Fortunats und seiner Dynastie, erzählt eine unbestimmte Sage, daß venetianische Kaufleute den Zaubersäckel nach Europa brachten, daß er durch mannigfaltige Verkettung der Umstände einem jungen blutarmen Studenten mit Namen Fugger in die Hände fiel, und daß dieser den Grund legte zum reichen Handlungshause, dessen Eigenthümer einst bei einem Frühstücke, das er Karl V. gab, den Kammin mit Schuldverschreibungen heizte, die ihm der Kaiser ausgestellt. Nach den neuesten Nachrichten soll der Säckel jetzt im Besitz des Hauses Rothschild sein, man hat aber noch nicht gehört, daß er dazu dient, so großmüthige Frühstücke zu geben, wie sie Karl V. vorgesezt wurden.

Schluss-Kapitel.

Schluß-Kapitel.

Unterredung der Fee Kokombre mit dem Zauberer
Tomogiston.

Mehre Jahrhunderte waren seit den Begebenheiten, die hier erzählt worden, verfloßen, da traf es sich, daß der Zauberer Tomogiston, einiger Geschäfte halber, die noch hier auf der Unterwelt ihm oblagen, in seinen Felsenpalast zurückkehrte. Ermüdet von Arbeiten, stand er eines Abends am Fenster seines Schreibzimmers und schaute in die Ferne der Gebirgsgegend. Er ward auf einem unwegsamen Pfade eines Wagens ansichtig, der sich nur mühsam fortbewegte, und alle Augenblicke des Umwerfens gewärtig schien. Den Magier befremdete diese Erscheinung. Wer konnte wohl auf den Einfall kom-

men, in dieser öden Berggegend zu reisen? Das Fuhrwerk war eben so unscheinbar in seinem Außern, als gebrechlich in seiner Construction. In dem engen Rücksitz hatte eine Frau Platz genommen, die sogleich die volle Aufmerksamkeit Tomogiston's auf sich zog. Er glaubte in dieser kleinen verwachsenen, und von übertriebener Erziehung glühenden Figur eine Dame seiner Bekanntschaft zu erkennen. Sie hatte einen kleinen Schäferhut auf dem Kopfe, der von den Stößen des Wagens verdrückt und auf ein Ohr geschoben war. Vor ihrer Brust glänzte ein mächtiger Blumenstrauß, und in ihren Händen spielte ein ebenso kolossaler Fächer. Sie unterhielt sich eifrigst mit dem Wagenlenker, der ein junger Mensch von gefälligem Außern und mit einem einfachen Bauernkittel bekleidet war. Er wußte die Ehre der zärtlichen Unterhaltung, deren die Dame ihn würdigte, so gut zu schätzen, daß er auf das eine lahme Roß, das den Karren

zog, sehr wenig Achtung gab, und dasselbe unvermerkt einem nahen Abgrunde zutraben ließ. Ehe wenige Minuten vergingen, waren Roß, Wagen und Reisende in die Tiefe hinabgestürzt. Der Zauberer stieß einen kleinen Schrei des Schreckens aus, er eilte, einen kleinen Apparat zur Heilung von Bein- und Armbrüchen zusammenzupacken, um sich damit zur Unglücksstätte auf den Weg zu begeben, als die Thür seiner Klausel sich öffnete, und die Fee Kokombre mit lachender Miene hereintrat. Der Magier lief ihr entgegen und drückte sie mit größter Zärtlichkeit an sein Herz. „Beste Freundin“, rief er, „so waren Sie es also doch, die eben mit dem Wagen den Abhang herabstürzte? Mein Gott, Sie sehen, wie ich zittere, wie haben Sie sich gerettet, und wer ist der junge Mensch, der tollkühn und unvorsichtig genug war, die Leitung des Wagens, der er so wenig gewachsen war, zu übernehmen?“

„Er ist genugsam für seine Unachtsamkeit und Zerstreuung bestraft“, erwiderte die Fee, „lassen Sie uns nicht mehr davon sprechen. Wie finden Sie diese Schäferkleidung? Nicht wahr, das ist etwas Neues. Ich habe einmal die Brillanten etwas bei Seite gesetzt.“ Sie trat mit diesen Worten vor einen Spiegel und brachte ihren Anzug wieder in Ordnung. Der Magier fand das kleine Röckchen, die blauen Strümpfe, das rothe Nieder und die kleinen Haarzöpfchen ganz unleidlich häßlich, dennoch machte er der Fee über ihren Geschmack Lobsprüche. „Wer hat diesmal die Toilette besorgt?“ fragte er mit einem kleinen höhnischen Lächeln. „Etwa der junge fecke Wagenlenker?“

„Sie scherzen!“ entgegnete die Fee und warf sich aufs Sopha. „Ich bin des Umgangs mit den Menschenkindern überdrüssig geworden, seit der letzten Hochzeit, die wir zusammen feierten“—

„Ach, auf der Maulwurfsinsel!“ fiel ihr der

Magier freudig ins Wort. „Welch eine lustige Zeit war das!“

„Wo Sie so zierlich die Menuet tanzten“ —

„Stille,“ rief der Zauberer geschmeichelt. „Wer spricht von meinem Tanzen, wenn die Fee Kofombre sich in die Reihen mischt? Ich weiß mich noch ganz deutlich auf Ihren Anzug zu besinnen. Sie trugen eine Robe von Carmoisinatlas mit einer Guirlande von Sonnenblumen, der Gürtel enthielt drei Brillanten von der Größe von Taubeneiern. Auf dem Haupte prangte ein Diadem von Türkisen und Rubinen, aus deren Vereinigung ein Bouquet von gelben, rothen und weißen Straußfedern majestätisch emporstieg. Was nicht so, kleine Schäferin?“

Die Fee war gegen diesen Beweis von Artigkeit nicht unempfindlich. Sie berichtigte Einiges an den Erinnerungen des Magiers und Beide überließen sich den freudigen Erinnerungen aus jenen Tagen. Da es dunkel geworden war, setzten sie sich aufs

Sopha, auf einen Wink Tomogistons stieg ein Tisch mit Erfrischungen dicht vor ihnen aus der Erde, in der Mitte des Zimmers und an den Wänden entzündeten sich die Büschel farbiger Blumen und schufen eine glänzende Helligkeit. Die Fee machte die Wirthin, sie füllte die Tasse ihres Freundes mit duftendem, berauschemdem Tranke, und zertheilte die frischen saftigen Früchte, die in krySTALLENEN Schalen unter dunkeln Blättern glänzten. „Wie geht es Ihrem Sohne?“ fragte sie den Magier. „Erträglich,“ entgegnete dieser. „Wie mich meine Geister versichern, lebt er in einer anscheinend glücklichen Ehe mit seiner schönen Jonquille. Ich meiner Seits bin froh, daß ich nicht mehr nöthig habe, mich feinewegen in Sophas, Vasen und Tische einzuquartiren.“

Die Fee lachte. „Sie haben recht, diese Metamorphosen hatten oft ihr Unbequemes. O, was für Tollheiten wir in jenen Tagen uns erlaubten! Erinnern Sie sich der Spinne, die ein

junges Mädchen umarmt, des Bündels Kräuter, auf das sich zu setzen die vorsichtige Magelone ihrem Fortunat verbot, der Flasche der Jugend, die die tugendhafte Corisande zum Säuglinge machte, eben so der unglücklichen Person, die mit geschlossenen Augen und der Brille auf der Nase dastht?“—

„Sie vergessen,“ fiel der Magier lachend ein, „des stattlichen Bartes, mit dem die Prinzessin begabt ward, der Ohrfeige, die Crispin von unsichtbarer Hand erhielt.“

„Und Trufaldinen's Freude über seine Verjüngung,“ bemerkte die Fee.

„Ach — und die arme verwandelte Prinzessin in der Trödelbude!“ rief Tomogiston. „Ich kann mir den Schreck und den Aerger der Fee Preciöse bei allen diesen Vorfällen denken. Es muß zum Krankflachen gewesen sein, Alles das so in der Nähe zu beobachten.“

„Ich fürchte nur,“ sagte die Fee, indem sie eine ernsthafte Miene annahm, „wir sind etwas

zu weit gegangen. Mir sind oft Skrupel der Art aufgestiegen."

„Ich hätte Ihnen diese Thorheit nicht zuge-
traut, Beste,“ sagte der Magier in einem ver-
traulichen muntern Tone. „Seit wann neigen
Sie sich zur Pedanterie? Wir Feen und Zaube-
rer sind ein heiteres Geschlecht, wenn wir uns
zu den Sterblichen herablassen, so geschieht es,
um mit den hunderttausend Ubernheiten dieser
ernsthaften langweiligen Geschöpfe auf eine pos-
senhafte Weise zu spielen. Ich kenne nichts Wi-
derwärtigeres, als den schwerfälligen Verstand
der Menschen, ihre altväterische Sittsamkeit und
die gemeine Trockenheit einer gewissen Tugend,
die sich, wenn man ihr ihren Dünkel läßt, auf
die impertinenteste Weise zu brüsten wagt. Diese
Tugend, die wie ein ausgetretener Schuh für
alle, auch die plattesten Füße paßt, ist mir im
Grunde der Seele verhaßt. Dieser einen An-
stoß zu geben, wäre mir eine wahre Freude.“

„Gleichwohl,“ warf die Fee ein, „müssen die platten Füße auch Schuhe tragen.“

„Mögen sie, aber ich will nicht das Leder dazu zugeschnitten haben. Es giebt Leute genug, die sich mit dieser Arbeit beschäftigen.“

„D,“ rief die Fee Kokombre, „ich meiner Seits habe meine Pläne für mich. Mein Ehrgeiz nimmt einen nicht minder hohen Flug. Ich werde sehr erfreut sein, wenn es uns gelingt, das Heer der romantischen Gespenster, die sich eingedrängt haben, wieder zu vertreiben. Erinnern Sie sich einer widerwärtigen Person, die sich Frau Minnetrost nennt? Wie abgeschmackt ist dieses empfindsame Weibchen. Nun vollends die alterthümliche Beleda? Mir wird übel, wenn ich nur an Hermann und Thusnelda denke. Wie geistlos waren diese Creaturen! Kein einziger witziger Einfall, nur immer mit Keulen auf den Kopf geschlagen. Ach, und diesen ahmte man nach. Was soll ich nur mit einer Norne von

Titful-Head anfangen, die nichts versteht, als unsinnige Sprüche in den Sturm zu heulen? Und dann die schwarzen und weißen Zwerge, die Kobolde, die Wechselbälge —? Wo steckt in dieser heillosen Sippenschaft Geist, Amusement? Und doch haben sie fast funfzig Jahre sich auf das übermüthigste der Herrschaft angemaaßt.“

Tomogiston. Nehmen Sie sich in Acht, beleidigen Sie diese Wesen nicht, die sich noch eines großen Anhangs erfreuen. Bringen Sie uns nicht in Ruf, die Aristokratie der Feen wieder einführen zu wollen, um die Volkspartei der Wechselbälge zu stürzen.

Die Fee. In der That, Sie besitzen sehr wenig Ehrgeiz. Wie, wenn es uns nun gelänge, den Scepter wieder in Besitz zu bekommen, den uns einst eine eben so geistvolle als elegante Zeit freiwillig in die Hand gab? —

Tomogiston. Einst! — Aber Sie vergessen, daß der Sinn der Menschen sehr wech-

selnd ist. Wir haben offenbar einen großen Fehler begangen, und der besteht darin, daß wir uns stets sehr wenig um Popularität bemühten.

Die Fee. Was wollen Sie damit sagen? Soll ich etwa ins deutsche Volksbuch wandern? Mit der Frau Holla, die die unartigen Kinder züchtigt, gemeinschaftliche Sache machen, oder den Knecht Ruprecht zu meinem Vetter annehmen? Ach, bester Tomogiston, ich hätte wahrlich nicht geglaubt, daß Sie auf solche Sprünge kommen würden. Haben Sie denn ganz vergessen, daß wir zu dem erhabenen Geschlechte Oberon's und Titania's gehören? —

Tomogiston. Wie sollte ich diese Verwandtschaft, die unsern Stolz ausmacht, vergessen?

Die Fee. Nun also, was verlangen Sie denn?

Tomogiston. Nur etwas mehr Nachgiebigkeit. Entschließen wir uns, den romantischen Gespenstern einen Schritt entgegenzuthun.

Die Fee. (Voll Entrüstung ihre Theetasse hinsetzend.) Nimmermehr!

Tomogiston. Es sind doch einige ganz artige darunter. Zum Beispiel die schöne Melusine.

Die Fee. (Verächtlich.) Ich kenne diese Person nicht. Hatte sie nicht einen Fischschwanz?

Tomogiston. Ganz recht.

Die Fee. Ich habe einmal etwas der Art gehört.

Tomogiston. Und dann Undine mit ihrem Dheim Kühleborn.

Die Fee. Dieser alte Roturier, der immer unterm Wasser wohnte? O, das ist Alles so roh und dazu schon gänzlich veraltet. Ueberdies, wenn eine Vereinigung zwischen uns wünschenswerth oder denkbar wäre, so käme es jenen Geschöpfen zu, den ersten Schritt uns entgegen zu machen. Aber sie zeigen sich ebenso roh und trotzig, als sie herrschsüchtig und übermüthig sind.

Tomogiston. Sie glauben als die Begünstigten, diese Miene annehmen zu dürfen.

Die Fee. Die Thörichten! Worauf sind sie stolz? Wollen wir doch nur ihren Ursprung und den unserigen an einander halten, man sehe dann, welch ein Resultat sich ergeben wird. Ihre Ahnen stammen aus der allerniedrigsten Geisterklasse, es sind die Spukgeister und Polterkobolde des gemeinen Volkes, unsere Voraltern dagegen sind immerdar das Zarteste und Schönste gewesen, was sich die Phantasie der Menschen nur hat träumen können. Wir bewohnten die Gefilde des blüthenvollen Orients, und einige unserer glorreichsten Ahnen waren schon um Salomons Thron versammelt. Wir kamen nach Europa und veredelten die Poesie eines eben so feurigen als tapfern und poetischen Volkes, das uns zum Dank dafür fast zu seinen Göttern erhob. Als es im Strom der Geschichte unterging, wählten wir uns ein benachbartes, nicht minder edles und poetisches Volk, bei dem wir unsere Wohnsitze aufschlugen und von dort aus die Dichter benachbarter Länder

begeisterten. Die feine Geistescultur unserer Günstlinge wuchs zusehens: wir theilten mit ihnen die Genüsse, den Glanz und die Blüthe eines verschwenderischen Hofes und eines prachtliebenden Adels. In dieser Umgebung entwickelten wir alle unsere Vorzüge. Die Hofluft und die Atmosphäre der feinen Gesellschaft war unsern Lungen günstig, die gewohnt waren, die milde Luft Indiens an den wollüstigen Ufern des Ganges zu schlürfen.

Tomogiston. Ach, woran erinnern Sie mich! Mein Urgroßvater ward im Tempel Brahma's geboren, wo ihn seine Mutter, die Fee Galindo, gleich nach der Geburt in den Kelch einer Lotosblume verschloß, um ihm seinen feinen Teint und die Röthe seiner Lippen, Reize, mit denen er schon damals prangte, zu erhalten.

Die Fee. Ich könnte Ihnen ähnliche Beispiele anführen, wenn es hier darum zu thun wäre, uns gegenseitig über die Abkunft unserer

Familien Complimente zu machen. Doch das ist nicht nöthig. Allein ich frage Sie, worauf gründet sich nun der Stolz jener Wesen?

Tomogiston. Das ist ein delicateser Streitpunkt, den ich nicht sogleich zu entscheiden wage. Vor allen Dingen wollen wir untersuchen, was die romantischen Gespenster zu ihren Gunsten anführen können. Offenbar sind sie „Leute des Volks.“ Das ist schon viel. Es ist ihnen gelungen, sich auf das engste an die Sitten, die Lebensart, die Begriffe derjenigen Klasse des großen Haufens anzuschließen, welche die Grundlage der weitläufigen künstlichen Maschine bilden, die wir die menschliche Gesellschaft nennen. Hierdurch haben sie ihre Existenz unerschütterlich begründet; denn bei allen Revolutionen, die der Geschmack erleidet, wird doch keine dieses alte verjährte Eigenthum einer Nation angreifen; es wird nach und nach von einer Art Heiligenschein umgeben, gleichwie andere Institutionen,

die unmittelbar aus dem Boden der Volksnationalität emporsprossen.

Die Fee. Ganz wohl; allein sind wir nicht berechtigt, uns mit denselben Vorrechten zu brüsten? Sind wir nicht auch Nationaleigenthum geworden? Wem sind nicht Armidens Zaubergärten bekannt? Wer hörte nicht von der schönen Nezia und des tapfern Huon Schicksal?

Tomogiston. Einige wenige von uns haben sich allerdings auch um die Gunst der größern Menge bemüht, allein die Hauptzahl schloß sich eigensinnig nur den gebildeten Kreisen an und machte sich deren Tugenden und Schwächen zu eigen. So ist es gekommen, daß wir mit der Zeit in hohem Grade weichlich, eitel, frivol, übermüthig, allzuverfeinert und deshalb unnatürlich wurden. Wenn wir wieder zur Regierung gelangten, müßten wir uns bemühen, einige und zwar die auffallendsten dieser Schwächen abzulegen.

Die Fee. Sie sind auf gänzlich falschem

Weg, bester Tomogiston. Befolgen wir jenen Rath, so bin ich überzeugt, daß wir grade unsre ganze Liebenswürdigkeit einbüßten, ohne dabei auch nur eine der Tugenden unserer Gegner anzunehmen. Lassen Sie uns in unserem Streite nur von dem Punkte ausgehen, in wiefern wir in dieser oder jener Gestalt den Dichtern nützlich sind, so ist nicht zu leugnen, daß jede Veränderung nachtheilig wäre. Die Phantasie eines Dichters, der einen gebildeten Kreis von Zuhörern vor sich hat, kann mit jenen düstern und plumpen Geschöpfen nichts anfangen. Seine Bestrebungen werden vergeblich sein, sie von dem ursprünglichen, gemeinen Boden, in dem sie wurzeln, loszureißen; er kann weder ihre Sprache, noch ihre Manieren brauchen. Wir hingegen sind leicht, beweglich, zutraulich. Die Sitten, Gewohnheiten, die Fehler und Tugenden der gebildeten Welt sind auch die unserigen. Wir können dem Dichter, wenn er seine Sache versteht, unendlich oft Gelegenheit

geben, auf die Fehler wie auf die Vorzüge seiner Zeit hinzuweisen, indem er uns in das Getriebe der Schicksale seiner Figuren mischt, oder uns als die Leiter und Ordner des Ganzen betrachtet; seine Phantasie gestattet ihm, in alle die Gänge der Freiheit, Mannigfaltigkeit und graziosen Laune einzudringen, die das große Gebäude unseres, auf verfeinerten Luxus gegründeten Lebens ausmachen, während, wenn er den Volksglauben zu Rathe zieht, nur ein dürftiger, höchst beschränkter Kreis ihm zu durchlaufen übrig bleibt.

Tomogiston. Diese Nachgiebigkeit und diese Geschmeidigkeit in unserem Charakter haben uns auch ohne Zweifel bei den Dichtern so beliebt gemacht.

Die Fee. Und das mit Recht. Es läßt sich kein Roman, kein Gedicht denken, in welchem wir nicht zu brauchen wären. Wir ersetzen die Stelle der Götter des alten Olymp. Wie für jede Thorheit, jede Schwäche, jede Tugend

ein Gott oder eine Göttin da war, so repräsentiren wir Feen und Zauberer die ganze Masse der menschlichen Gebrechen und Vollkommenheiten.

Tomogiston. Sie werden warm, meine Beste. Ich sehe, daß ich meinen Gedanken aufgeben muß, Sie mit der Frau Holla oder dem Knecht Ruprecht bekannt zu machen. Ihr Ehrgeiz ist unbesiegbar, Sie wollen lieber in „Tanzaï und Meadarne“*) eine Rolle spielen, als im naiven „Däumchen“ oder dem noch kindlichern „Rothkäppchen“ auftreten. Denken Sie nur daran, wie allerliebste sich der Hund in dem letzteren Stücke ausdrückt: wau — wau — wau! und der Guckuck ruft: guck — guck — guck dich um! um das Rothkäppchen zu warnen.

Die Fee. Was nur unsere Dichter zu diesen Productionen gesagt hätten?

Tomogiston. Sie wären durchaus unver-

*) Von Crebillon.

ständig für sie geblieben, oder sie würden sie auch für albern und geschmacklos erklärt haben. Auf jeden Fall hätten sie ein ungerechtes Urtheil gefällt, denn das ist gerade Volkspoesie, und der Dichter hat sich nicht wenig darauf zu Gute gethan, diese in ihrer ursprünglichen Frische wieder heraufbeschworen zu haben.

Die Fee. (Mit einem spöttischen Lächeln.) So wünsche ich ihm Glück zu seinem „wau, wau!“ und „guck, guck!“ Ich habe gar nichts dagegen, daß man sich mit diesem Späße so lange belustigt, als es der Wit, der darin enthalten ist, erlaubt.

Tomogiston. Wenn Sie die Hexen, Kobolde und Zwerge so geringschätzig behandeln, so fürchte ich, daß Sie auch von den Teufeln, die so in Mode gekommen sind, nicht günstiger urtheilen werden.

Die Fee. Allerdings, sie sind mir völlig zuwider. Ueberdies sind sie auch schon veraltet.

Man hat so viele Memoiren und Betrachtungen derselben herausgegeben, daß dieser Gegenstand schon als abgenutzt gelten kann. Am vertrautesten bin ich noch mit dem „hinkenden Teufel.“ Das ist ein schalkhafter Geselle, der beinahe verdiente, mit unserer Sippenschaft verwandt zu sein.

Tomogiston. (Mit scherzhafter Drohung.) Wie, kleine Schäferin, einen Teufel wollten Sie in Ihre Arme aufnehmen und noch dazu einen hinkenden?

Die Fee. (In eben dem Tone.) Und glauben Sie, daß er der Erste wäre, der es verstände, sich in unsere Gunst einzuschmeicheln? Ach, ich sehe, Sie kennen den Gang so mancher Liebesintrigue nicht.

Diese kleine Neckerei veranlaßte, daß der Zauberer und die Fee jetzt den Gegenstand ihrer ernsthaften Untersuchungen fallen ließen und zu ausgelassenen und munteren Scherzen übergin-

gen. Der Erstere begann seine Sticheleien in Rücksicht des jungen Wagenlenkers von Neuem und brachte die Fee so weit, daß sie ihm einen derben Schlag mit ihrem Fächer gab. Zugleich forderte sie, daß einer der dienstbaren Geister des Magiers in das nahe Gebirge eile, um nachzusehen, ob dem jungen verunglückten Burschen noch zu helfen sei. Während dieser Befehl ausgeführt wurde, machte Tomogiston Anstalten, seiner Dame ein Schauspiel zu bereiten, das eben so selten in seiner Art als belustigend ausfiel. Er belebte nämlich durch seine Kunst die verschiedenen Gemälde, die an der gegenüberstehenden Wand des Sopha's hingen, auf dessen Polstern er und die Fee sich gelagert hatten. Der Letzteren war dieser Einfall neu und sie zeigte sich nicht wenig überrascht, als die lebenden Bilder um sie her plötzlich ihr Spiel begannen. Tomogiston weidete sich an ihrem Erstaunen und machte sie aufmerksam auf ein großes Gemälde,

das so eben in Bewegung trat. Es stellte Diana und ihre Nymphen im Bade vor, von einem großen Meister gemalt. Die glühende Phantasie und der üppige Geschmack dieses Künstlers traten erst jetzt auf das Glänzendste hervor, da seine Figuren sich von der todten Leinwand lösten und in dem ebenfalls lebendig gewordenen Wasser herumzuplättschern begannen. Man konnte nichts Reizenderes sehen, als den jugendlichen Körper einiger dieser Nymphen. Ihr blendendes Colorit machte den glücklichsten Effect gegen die dunkle Waldlandschaft gehalten, in der jetzt vernehmlich ein lauter Sturm zu brausen begann. Die Bäume schüttelten ihre Kronen, die Zweige rauschten und zwischen ihnen ward Aftåons Gestalt sichtbar, der den glücklichen Zuschauer so vieler enthüllte Göttergestalten abgab.

Die Fee fand diesen Gegenstand etwas unziemlich und sie wollte eben dem Magier einen Vorwurf über die Wahl desselben machen, als

sich dicht neben diesem Bilde ein anderes belebte, das ihren Unwillen in einem noch höhern Grade zu erregen im Stande war. Zum Glück ward dieser durch die blendende Schönheit der Gruppe niedergehalten. Sie stellte den jungen Hylas vor, den die Nymphen verfolgen. Der Verdruß, die Jungfräulichkeit und die beleidigte Schamhaftigkeit des jungen Hirten waren auf eine ebenso rührende als verführerische Weise ausgedrückt. Kaum hatte der Magier den Antheil bemerkt, den die Fee, ohne daß sie es eingestehen wollte, an diesem Schauspiel nahm, als er seinen Muthwillen noch weiter trieb. Er veranstaltete, daß die Wasserfluthen, in denen die Verfolgung der Nymphen und des jungen Hirten vor sich ging, aus dem Rahmen vollends herausstraten und sich im Gemache ergossen. Zugleich verwandelten sich die Wände desselben in eine freie Landschaft mit Baumpartieen und Bergen im Hintergrunde, über welchen ein fla-

rer Frühlingshimmel sein schimmerndes Zelt ausbreitete. Das Sopha, auf dem die Beiden Platz genommen, wurde zu einem Rasensitze, den hohes Schilf umgab und dicht an dessen Fuße die Wellen vorbeiströmten. Der unglückliche Hylas, nachdem er sich vergebens in die Gebüsche und Vorsprünge der Felsen verschanzt hatte, ergriff als letztes Zufluchtsmittel, sich zu den Füßen der Fee zu retten und diese in den rührendsten Bitten um Hülfe und Rettung zu beschwören. Die bestürzte und mitleidige Dame vergaß gänzlich den Zustand, in dem der arme Bedrängte sich befand, noch weniger fiel ihr ein, daß die ganze Gruppe nur ein schalkhaftes Possenspiel war, von ihrem Freunde veranstaltet, sie warf sich auf das heftigste zur Vertheidigerin des schönen Knaben auf und gerieth deshalb mit dem Chor der Nymphen in einen sehr ernsthaften Streit. Diese wollten ihre Beute nicht fahren lassen, noch weniger war die Fee Willens, sich

von einem Haufen leichtfertiger und muthwilliger Mädchen schimpflich besiegen zu lassen. Sie focht von ihrer Rasenbank herab mit unglaublicher Hitze und als dennoch die Nymphen die Oberhand gewannen und den Jüngling mit sich fortzogen, stürzte sie sich beherzt in die Fluthen, um ihnen nachzusetzen. Kaum hatte sie diesen Entschluß ausgeführt, als plötzlich Wasser, Landschaft und Gruppe verschwanden und sie sich in der Mitte des Zimmers erblickte in einer komischen Stellung, die Röcke hochaufgeschürzt und mit den Händen rudern, wie Jemand, der sich in einem tiefen, reißenden Wasser zu halten sucht.

Der Zauberer verfiel in ein krampfhaftes Lachen, als er seine Freundin in dieser Attitüde erblickte. Er rief ihr zu: nur ja in ihrem Berfolgungseifer nicht nachzulassen; er wolle schon, wenn das Wasser zu hoch stiege, mit einem Nachen ihr zu Hülfe eilen.

Die Fee fand für passend gute Miene zum

bösen Spiel zu machen. Sie kehrte zum Sophia zurück und machte dem Magier über sein Geschick zu Taschenspielerkünsten einige böshafte Complimente, während er ihr über ihr gutes Herz die schönsten Dinge sagte. Die weitere Aufstellung der lebenden Bilder unterblieb, denn der ausgesandte Bote kam zurück und führte zu nicht geringer Freude der Fee den jungen Schäfer wohlbehalten mit sich. Der Sturz mit dem Wagen war so glücklich vor sich gegangen, daß nur der letztere, an einem Felsenabsatz anstoßend, zertrümmert, der Führer jedoch auf einem mit weichem Moosteppich bedeckten Grunde ungefährdet niedergelegt worden war.

Das einnehmende Wesen dieses jungen Menschen, seine offene Stirn und sein freundliches Auge gewannen ihm die Gunst des Zauberers, der jetzt über seine näheren Verhältnisse einige Fragen aufstellte, die jener mit der ungezwungensten Freimüthigkeit beantwortete. Die Fee

bemerkte mit Wohlgefallen die vortheilhafte Wirkung, die ihr junger Günstling auf den ernsthaften Magier hervorbrachte, sie mischte sich ins Gespräch und drang darauf, daß er berichte, wo er herstamme und wo seine Eltern seien.

Der junge Schäfer schlug bei dieser Frage die Blicke nieder und eine Wolke des Trübsinns bedeckte seine Stirne. Erst nach einer Pause ergriff er wieder das Wort und sagte: „wenn Sie meinen Namen wissen wollen, verehrteste Herrschaften, so werden Sie erfahren, daß er öfters besser klingt und mehr verspricht, als er hält und als er werth ist. Ich heiße Fortunat.“

„Wie,“ riefen die Fee und der Zauberer mit Einer Stimme, „Fortunat?“ —

„Nicht anders,“ entgegnete jener ruhig. „Fortunat ist mein Name. Aber er enthält keine Lüge. Ob ich gleich nichts mein nennen kann als diesen Kittel und den Wanderstab hier, so finde

ich dennoch, daß das Schicksal bei meiner Taufe mir den richtigen Namen gegeben hat."

„Und dein Vater," rief die Fee, „wie kam er darauf, dir gerade diesen Namen zu geben, der unser Interesse aus einem Grunde, den du nicht erräthst, lebhaft in Anspruch nimmt?"

„Sehr natürlich," entgegnete der Jüngling, „es war ja auch der seinige."

„Und dein Großvater?"

„Hieß ebenfalls Fortunat."

Der Magier lächelte, indem er ausrief: „ein ganzes Geschlecht von Glücklichen!"

„Sie werden noch mehr erstaunen," nahm der junge Fortunat wieder das Wort, „wenn Sie erfahren, daß die Sage geht, einer meiner Vorfahren habe vor vielen hundert Jahren die Krone von Cypern getragen. Ja, in der That, das ist eine sehr seltsame und wunderbare Geschichte. Im Dorfe unten lacht man uns darüber aus, wenn wir sie erzählen, allein der

Großvater starb im vollen Glauben an die Wahrheit derselben.“

„Theile uns doch Einiges aus dieser merkwürdigen Geschichte mit,“ sagte der Zauberer.

Diese Aufforderung erregte den Stolz und die Eitelkeit des jungen Königenfels. Seine lebhaften jugendlichen Züge nahmen einen kleinen Anstrich von Uebermuth an und seine Stellung wurde freier und aufgerichteter. „Der Großvater,“ hub er an, „der ins Dorf unten eingewandert kam, und den sie noch allgemein dort den alten „König von Cypern“ nannten, erzählte uns oft in den Abendstunden, wie einst gütige himmlische Wesen die Welt regiert hätten, die man Feen genannt. Eine derselben, die alle Vollkommenheiten und Reize in sich vereinigt, die man sich nur denken kann, habe mit meinem Urahn ein Liebesverhältniß gehabt, und in Folge dessen sei er mit der Königskrone von Cypern beschenkt worden. Die gloriwürdigen Zeiten sei-

ner Regierung hätten den Glanzpunkt in der Geschichte jener Insel ausgemacht, allein die allgemeine Hinfälligkeit menschlicher Einrichtungen sei daran Schuld, daß der rechtmäßige Königsstamm nach und nach verdrängt und ein anderer auf den Thron gekommen. Die Familie des einst so hochstehenden Fortunats gerieth in Elend und lebte in Dunkelheit und Armuth auf dem Boden, den sie einst ihr Eigenthum genannt. Der Großvater endlich habe die Insel verlassen und sei mit den Seinigen in die weite Welt gewandert. Nach vielen Stürmen habe ihm das Glück hier eine spärliche Stätte bereitet, wo er sich angesiedelt.

Dieser einfache Bericht erweckte in der Brust der beiden Zuhörer die mannigfaltigsten und lebhaftesten Gefühle. Der Magier gedachte mit Rührung des wandelbaren Schicksals der Sterblichen, und die Fee brach in ungeheuchelte Thränen aus, als sie den Enkel ihres einst so hochgestellten Lieblings in Armuth und Dürftigkeit

vor sich sah. In die Bitterkeit dieses Gefühls mischte sich auf angenehme Weise der schmeichelhafte Lobspruch, den der junge Schäfer ihr ertheilt hatte, indem er sie den Inbegriff aller Reize und Vollkommenheiten genannt. In der That der arme Junge ahnete nicht, daß das Original der unwahren Copie vor ihm stände. So weit ihre Eitelkeit auch ging, so wagte sie doch nicht, nach dieser Beschreibung, sich als die Fee, von der die Rede war, zu erkennen zu geben, sie begnügte sich nur ihre lebhafteste Theilnahme über den eben gehörten Bericht an den Tag zu legen und dem jungen Fortunat ein ansehnliches Geschenk aufzudringen, das aber dieser hartnäckig ablehnte.

„Nein, gnädigste Dame,“ sagte der Jüngling mit Erröthen, „wenn Sie selbst die Fee wären, die einst meinem Vorfahr die Krone gab, und wenn Sie mir dasselbe Glück ertheilen wollten, ich würde es dennoch abweisen. Ob jener

König Fortunat wirklich glücklich war, weiß ich nicht, aber der Bauer Fortunat ist es. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf."

„Und worin besteht dieses Glück?“ fragte der Zauberer verwundert.

Der junge Bauer strich die dunkeln Locken aus der Stirne und erwiderte mit lebhafter Stimme: Im Besitz von einem Paar gesunder Arme, einer frohen Laune und meines Mädchens. Diese drei Dinge wiegen eine Krone auf und sie sind es auch, die mich durch die Welt helfen werden."

Tomogiston lächelte über diese Philosophie, aber er mußte in seinem Innern zugeben, daß sie viel Wahrheit enthielte. Die Fee, die der Umstand mit dem Mädchen in etwas üble Laune versetzt hatte, bemeisterte sich dennoch in so weit, daß sie dem Schäfer nichts davon merken ließ, daß sie anfangs Absichten auf dieses schon versagte Herz gefaßt hatte. Sie nahm von dem

Enkel des Helden unseres Buches mit der huldvollsten Freundlichkeit Abschied und gab ihm im Verein mit dem Zauberer eine Menge guter Lehren und Segenswünsche auf den Weg. Als er fort war und Beide wieder allein waren, sagte Kokombre zu ihrem Freunde: „Zu welchem Zwecke ist nun dieses ganze Spiel geführt worden? Das Geschlecht, das wir angesehen und glücklich machten, schmachtet jetzt in Armuth und Dunkelheit.“

„Das ist die ewig wechselnde Wage des Geschicks,“ rief der Magier mit Ernst, „über die wir Zauberer und Feen selbst keine Macht haben.“

„Aber lohnt es wohl der Arbeit, sich um ein so vergängliches Geschlecht zu bemühen?“ „Und doch!“ entgegnete der Magier. „Es liegt ein unbeschreiblicher Reiz in dem Umgang mit diesen Geschöpfen, die uns so ähnlich denken und empfinden, und die in unser einförmiges Götterleben so manche ergötzliche Abwechslung bringen.“

Leipzig: F. A. Brockhaus. 1838.
